



Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten

Rappaport, Philipp

Stuttgart [u.a.], 1952

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-82472)

RAPPAPORT

SITTEN UND SIEDLUNGEN
IM SPIEGEL DER ZEITEN



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART UND KÖLN

M
22 990

8,40

RAPPAPORT · SITTEN UND SIEDLUNGEN

SITTEN UND SIEDLUNGEN IM SPIEGEL DER ZEITEN

von

Phillipp Rappaport

Professor, Dr. Ing., Dr. Ing. e.h.

03
M
22990

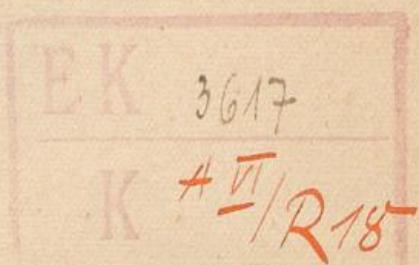


1952



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

UND KÖLN



Nachdruck verboten / Alle Rechte vorbehalten
Druck: W. Kohlhammer Stuttgart 1952

I. Die Vorzeit	9
II. Der Raum	13
III. Die Wohnung	15
IV. Die Ausgestaltung	34
V. Die Hausform	46
VI. Die Straße	59
VII. Die Baumasse	68
VIII. Die Grünanlage	76
IX. Die Stadt	89
X. Das Dorf	111
XI. Der Ausblick	117
XII. Der Mensch	129

Mensch und Heim sind in Übereinstimmung, so lange der Mensch sein Heim selbst schafft. Mag das Heim noch so primitiv unddürftig sein, es wird oftmals nicht seinen Wünschen entsprechen, niemals aber seinem Willen widersprechen. Erst wenn an Stelle der *Eigensorge* um das Heim die *Fürsorge* anderer tritt, lockert sich die Übereinstimmung zwischen Mensch und Heim und hört letzten Endes völlig auf. Bei einem wandernden Handwerksburschen, der im Heuschober nächtigt, ist die Übereinstimmung zwischen Mensch und „Heim“ sicherlich größer als bei einem Waldhüter, der im Alter zu seiner Tochter in das hohe Geschoß eines Großstadtmietshauses zieht. Einen Gradmesser der Übereinstimmung gibt es nicht; weder die untere noch die obere Grenze sind festzulegen. Die übertrieben vornehme und technisch vollkommenste Wohnung kann viel eher im Gegensatz zu ihren Bewohnern sein als die allzu einfache und rückständige Wohnung. Die Menschen, die zur modernen Wohnung im amerikanischen Etagenhaus mit Lift, Zentralheizung, Eiswasseranlage, elektrischer Küche, Müllschlucker und so weiter passen, sind gering an Zahl gegenüber denen, die sich im einfachsten, wetterschützenden Blockhaus wohl fühlen.

Nahrung, Kleidung, Wohnung, sind die drei Elemente menschlichen Seins. Die *Nahrung* wächst dem Menschen zunächst zu. Mag der Mensch nun in Jahrtausenden aus der Tierwelt emporgewachsen sein oder mag er das Werk eines „Schöpfers“ sein, die ersten Menschen können nur nehmen, was die Natur ihnen unmittelbar bietet. Die Anwendung des Feuers zur Bereitung der Nahrung ist sicher erst das Ergebnis einer sehr, sehr langen Zeit. Kaum auszudenken, welche Staffeln dazwischen gelegen haben. Wenn die Erzählung vom Paradies Eva den Apfel vom Baum essen läßt, so ist das nur eine getreue Wiedergabe des ursprünglichen Geschehens. Erst wenn der Mensch den rein naturhaften Zwang zu überwinden vermag, setzt die Veredelung der Bedürfnisse ein. Und das Ende der einmal geweckten Bedürfnisse ist nicht abzusehen. Welche Welt zwischen einem Beduinen, der sein Fleisch auf dem Rücken des Kamels mürbe reitet, und dem vielfältigen Sinnen des Obermundschenks vor einem pharaonischen Gastmahl! Welche Welt zwischen einem heutigen Sennen etwa im oberen Val de la Diosaz, der überwiegend auf seine Milchnahrung angewiesen ist, und dem chef de la cuisine in einem Pariser Grand Hotel! Aus der Entwicklung der menschlichen Nahrung läßt sich vieles für die Entwicklung des Verhältnisses zwischen

dem Menschen und seiner Siedlung ableiten. Mannigfach sind auch die Wechselwirkungen zwischen der Art der Nahrung und der Art des Wohnens. Das Wohnen wirkt unmittelbar auf die Nahrungsart und Nahrungsbereitung ein.

Und ähnlich aufschlußreich sind die Zusammenhänge zwischen Mensch und *Kleidung*. Die ersten Menschen sind sicherlich in voller Unbekleidetheit und Unbefangenheit gewesen. Auch hierin gibt die Erzählung vom Paradies das tatsächliche Ursprungsgeschehen wieder. Aber sobald das materielle und sittliche Bedürfnis, sich zu kleiden, eintritt, beginnt auch die Wechselwirkung zwischen des Menschen Eigenart und seiner Kleidung. Alsdann ist die Kleidung nicht nur das Ergebnis der klimatischen Notwendigkeiten; sondern spiegelt in zahllosen Phasen das Wollen und Wünschen der Menschen wider. Und diese Unterschiede steigern sich mit der Verästelung und Verfeinerung der Kultur mehr und mehr. Man sehe nur das ganz schlichte, hoch am Hals geschlossene, glatt herunterfallende Kleid einer fürstlichen Dame des Mittelalters und im Gegensatz dazu etwa das Staatskleid Maria Theresias mit tiefstem Ausschnitt, radweitem Reifrock, reichstem Besatz. Beide Kleider unter demselben Klima, denselben Lebensbedingungen. Und doch spiegeln beide ihre Zeit, ihre Träger, ihr Auftreten, ihre Umwelt wider. Der Mensch und seine „Hülle“ geben uns viele Aufschlüsse über die Menschheitsentwicklung. Die Art der Kleidung steht in engster Wechselbeziehung zu Art und Form der Siedlung; ist von der Siedlung abhängig.

Mehr aber als Nahrung und Kleidung gibt uns die Siedlung selbst Aufschlüsse über die Entwicklung der Menschheit. Freilich soll es sich nicht darum handeln, die Geschichte der Menschheit von der Geschichte ihrer Siedlungen abzuleiten, nicht darum, die äußeren Erscheinungsformen der Siedlung schildernd darzustellen, also nicht um eine Geschichte des Städtebaus. Es handelt sich vielmehr um einen, vielleicht neuen, Versuch, die Erscheinungsformen des menschlichen Wohnens in Beziehung zu den Menschen zu klären; die Urgründe des siedlungstechnischen Geschehens zu erforschen; gewisse Gesetze und Ergebnisse des Verhältnisses „Sitten und Siedlungen“ zu ergründen. Wenn Philosophie schlechthin „die Wissenschaft von den Wissenschaften“ ist, dann ist eine Betrachtung der Siedlung in unserem Sinne ein Teilausschnitt dieser allumfassenden Erkenntnis aller Urgründe, nämlich die *Erkenntnis der Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Siedlung*. Hierbei ist auszugehen von dem einzelnen Menschen und seinem Heim als Grundlage jeder Siedlung. Aber wesentlicher ist der Zusammenhang zwischen gemeinsam lebenden Menschen und den Gemeinschaftsformen ihrer Siedlung. Es kommt darauf an, zu erkennen, welchen übereinstimmenden Ausdruck die Menschen, Stämme, Völker über das reine Bedürfnis hinaus ihrem Gemeinschaftswohnen geben, und wie diese Wohnformen die jeweiligen Sitten der Menschen widerspiegeln.

I. DIE VORZEIT

An der Urgeschichte der Menschheit steht die Einzelunterkunft. Diese Urgeschichte beginnt in den klimatisch heißen Zonen. Die Sage, eine auf höhere Linie gebrachte, gleichsam symbolische Wiedergabe der tatsächlichen Vorgänge, führt die ersten Menschen in das auch in siedlungstechnischer Hinsicht wunschlose „Paradies“. Diese Sage schildert das erste Verhältnis des Menschen zur Nahrung, Kleidung und Wohnung. Es ist nicht so, als ob die Menschen nur mit Rücksicht auf das Klima sich mit der Unterkunft unter einem Baum begnügt hätten, sondern diese Genügsamkeit, dieses Nichtmehrwissen und Nichtmehrwollen, findet sich auf allen Gebieten. Der Wunschlosigkeit in der Wohnungsform entspricht die paradiesische Bedürfnislosigkeit im Essen, die paradiesische Nacktheit. Die „Erkenntnis des Bösen“, die Spaltungen in die gleichmäßige Harmlosigkeit menschlicher Gedanken bringt, bringt auch Spaltungen in das Streben nach der Unterkunft. Man weiß nun von Gut und Böse, man weiß von Besser und Schlechter. Man strebt also danach, sich gegen die auch vorher schon vorhandenen Unbilden der Witterung besser zu schützen, als es bei der völligen Wunschlosigkeit auf allen Gebieten der Fall war. So wird die erste Entwicklung der Siedlung zu einem getreuen Spiegelbild des Erwachens menschlicher Bedürfnisse und Wünsche. Und in Jahrtausenden vollzieht sich fast unmerkbar allmählich die weitere Entwicklung der Unterkunft. Mit dem Loslösen des Menschen von der Natur geht die Umformung seiner Umgebung aus dem Naturzustand ganz langsam und schrittweise mit. Schon das Anhäufen von Blättern als Lagerstatt, das Zusammenfassen von Zweigen als Sonnenschutz, das Abhauen von Steinen in der Felsenhöhle sind formgebende Maßnahmen, die auf eine bewußte Verbesserung der Unterkunft hinzielen.

Dies fast unmerkbare Einwirken auf die Natur gewinnt erst dann einen allgemeineren Wert im Sinne einer Siedlung, wenn sich eine gewisse Wiederholung dieser Maßnahmen erkennen lässt. Erst wenn das tastende, suchende und erkennende Streben der Menschen zu mehr oder minder gleichen Umgestaltungen der Natur führt, kann von dem gesprochen werden, was wir *Siedlung* nennen. Freilich ist Siedlung in diesem Stadium zumeist nur eine leichte Abwandlung natürlicher Gegebenheiten. Noch heute ist die Unterkunft einer Beduinengruppe am Rande der arabischen Wüste kaum erkennbar; die mit Wüstensand bedeckten flachen Zelte oder die höhlenartig benutzten Auswaschungen der Kalkfelsen bieten selbst dem geübten Auge kaum eine von der natürlichen Umgebung unterscheidbare Erscheinungsform.

Mit dem allmählichen Zusammenrücken der Menschen kommen die ersten gemeinsamen Erkenntnisse und Notwendigkeiten auf. Erst in sehr langer Frist führt das weitere Erkennen gleichgelagerter Bedürfnisse zu einer gewissen Typisierung und zur Schaffung von Gemeinschaftseinrichtungen. Das ist die

Grunderscheinung jeder Siedlung, daß sich aus den gleichen Bedingungen und dem gleichen Erkennen die für alle notwendige Wohnungsform in gleicher Art herausschält. Diese Typisierung der Einzelunterkunft umfaßt nicht alle Bedürfnisse menschlichen Leben. Man lernt in der Gemeinschaft, welche Einrichtungen vom einzelnen fortzulassen und besser von der Gemeinschaft durchzuführen sind, wie etwa Verteidigung gegen wilde Tiere und später gegen feindliche Menschen. Ein langes Einzelwohnen ist vorangegangen, ehe sich der Mensch zusammenschließt und seinem Erkennen und Wollen ein gemeinschaftliches Ziel gibt. Wiederum verstreichen lange Fristen, ehe dies Verzichten auf seine frühere, alles umfassende Selbständigkeit und das gegenseitige Verstehen lernen zu einer Typisierung der Einzelwohnung und umgekehrt zur Schaffung gemeinsamer Teile der Siedlung führen. Noch heute spielen in jenen klimatisch warmen Gebieten, in denen wir die Ursprungsentwicklung der Menschheit annehmen, *die gemeinsamen Wasserstellen* eine hochbedeutsame Rolle. Die gegenseitige Hilfe bei der Erschließung und Unterhaltung der Wasserstellen führt zur ersten Gemeinschaftsmaßnahme.

Man ist über die äußere Erscheinung der prähistorischen Siedlungsformen so gut wie nicht unterrichtet. Die uns bekannten ältesten Niederlassungen im Niltal oder die ältesten germanischen Siedlungsformen in Jütland sind bereits Erscheinungsformen einer sehr langen, in sich ebenfalls differenzierten Zeit; vielfach sogar der Abschluß jahrtausendealter Entwicklung, nur daß wir über dieses Wirken und Geschehen dieser Jahrtausende nicht unterrichtet sind.

Die Übereinfachheit der ersten Siedlungsformen erklärt sich nicht nur aus der Bedürfnislosigkeit und dem Unvermögen der Menschen; sie hat ihren wesentlichen Grund vielmehr darin, daß *der Mensch wandert* und nicht seßhaft ist. Irgendwelche nachhaltigere Veränderung der von der Natur gegebenen Nahrung und Unterkunft hatte für ihn keinen Sinn; allenfalls eine Besserung der Kleidung. Die Notwendigkeit, unmittelbar von dem zu leben, was die Natur bietet, führt sicherlich jahrtausendelang in gleicher Form zu einer Wanderung, die die jeweils besten Möglichkeiten auf den drei vorgenannten Gebieten sichert. Man sucht in der Regenzeit ein Gebiet auf, in dem die Natur guten Schutz bietet, z. B. durch Felsgrotten, dichten Wald und dergleichen. Andererseits sucht man gute Weideflächen für das Vieh, und man wandert der Reife der von der Natur gebotenen Früchte nach. Die Schonung oder Anpflanzung nahrungspendender Bäume und Sträucher ist sicherlich dem Fruchtbau im engeren Sinne lange Zeit hindurch vorausgegangen. Erst als der Mensch sich dem Fruchtanbau, vollends dem Kornbau, auch nur in periodischer Form zuwendet, erfordert das besseren Schutz an *einer Stelle*. Denn das Abwarten der Fruchtreife verlangt das Verweilen unter Regen, Kälte und Wärme und mithin den Schutz gegen diese Naturerscheinungen.

Wie weit die Gemeinschaftsentwicklung in diesen Äonen vorseßhafter Mensch-

heit war, entzieht sich unserem Kennen. In diesen Zeiten mögen bereits gewisse Unterschiede in der menschlichen Gesellschaft bestanden haben, und mithin auch Unterschiede in dem Erkennen und Befriedigen der Bedürfnisse für Nahrung, Kleidung und Unterkunft. Wenn es uns auch kaum wesentlich erscheint, so bedeutet doch schon das Verweilen unter einem größeren oder schützenderen Baum, das Aufsuchen einer geräumigeren und bequemeren Höhle, das Graben eines tieferen und größeren Erdloches einen Unterschied und eine bewußte Steigerung gegenüber den gleichen Unterkünften bescheidensten Ausmaßes. Da die Siedlung selbst in ihren primitivsten Formen zu den ersten Arbeiten menschlichen Gestaltens gehört, kann man auch in jenen Zeiten einfachster Formen mit einer Unterschiedlichkeit in der Unterkunft rechnen, die außer durch geographische und klimatische Voraussetzungen auch durch „Standesunterschiede“ bedingt ist.

Was wir heute auf Grund örtlicher Forschungen an ältesten Siedlungsformen feststellen können, führt uns zumeist in eine spätere Zeit menschlicher Erkenntnisse, gehört überwiegend bereits der Zeit wenigstens *periodischer Seßhaftigkeit* an. Vielfach sind diese Funde die allerletzten Reste und Ausläufer einer langen Entwicklung, die zwischen Wandern und periodischem Verweilen schwankt. Und die wenigen uns bekannten Formen sind bisweilen das Ergebnis eines jahrtausendelangen Kulturprozesses.

Erst das *längere Verweilen* in einer Gegend, die Seßhaftigkeit, veranlaßt den Menschen zum nachhaltigeren Eingehen auf die Fragen der Siedlung, Nahrung und Kleidung. In langsamer Stufenfolge erkämpft er die Ausdrucksformen, die wir als bezeichnende Merkmale bestimmter Menschen und bestimmter Gegenden werten. Auch hier müssen wir uns das Vorfühlen und Gestalten weit langsamer und allmäßlicher vorstellen, als etwa nach der Entwicklung der letzten Jahrtausende angenommen werden könnte. Jene Zeiträume, die wir auf dem Gebiet der Geräte und Waffen als Steinzeit, als Bronzezeit, als Eisenzeit bezeichnen, sind in sich gewaltige Zeitspannen mit Wandern und Wechsel, mit Kämpfen und Kriegen, mit Sinnen und Suchen vieler Millionen Menschen. Über die Art, wie die Menschen jener Jahrtausende sich ernähren, haben wir nur ganz ferne, kaum beweisbare Annahmen. Auch über die Kleidung sind wir nur insoweit unterrichtet, als uns einige Gräberfunde einen unvollkommenen Anhalt bieten. Am ehesten haben sich Reste der Unterkünfte erhalten, vor allem, soweit sie tiefer unter der heutigen Erdschicht lagen oder im Gestein angelegt waren. Sicherlich bevorzugen die Menschen für ihre Unterkunft die Baustoffe, die am besten greifbar und am leichtesten zu verarbeiten sind. Man kann vor allem Holz, Schilf, Rohr, Blätter und dergleichen als Baustoffe annehmen. Denn das Ausheben von Erdgruben oder das Schlagen von Höhlen selbst im leichten Löß oder Tuff setzt schon Geräte voraus, die wir frühestens am Ende der Steinzeit vermuten dürfen. Die Bearbeitung im Fels muß im allgemeinen der Bronzezeit, wenn nicht der

Eisenzeit angehören. Art und Gestalt der Geräte, soweit es sich nicht um Waffen handelt, werden in erster Linie für die Herrichtung der Unterkunft erdacht, während es erst in späterer Zeit vorwiegend Geräte für den Ackerbau sind. Wir können also aus der Art der Geräte einen Rückschluß auf die Art der Unterkünfte ziehen.

Nur langsam lüftet sich für uns der Schleier des Ungewissen vom Ende der Steinzeit ab über die Bronze- und Eisenzeit. Nur dürfen wir nicht prähistorische Zeiten mit den uns primitiv erscheinenden Funden und Ergebnissen der frühesten historischen Zeit verwechseln. Es ist schwierig und letzten Endes auch nicht von Belang, mit bestimmten Zahlen zu rechnen. Immerhin dürfen wir annehmen, daß jene Zeiten, aus denen uns erste nachweisbare Reste menschlicher Unterkünfte in Mittelasien überkommen sind, etwa in eine Epoche hineingehören, die 10 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung liegen. Aber wir wissen zu wenig von den Menschen jener Zeit und zu wenig von ihren Siedlungen, als daß man es unternehmen könnte, in jenen vorhistorischen Zeiten das Verhältnis zwischen dem Menschen und seiner Siedlung klar zu erkennen. Für unsere Betrachtungen genügt es, bei den durch Geschichte und Denkmale belegten Epochen zu bleiben. Sie bieten uns übergenug an mannigfachen Überlegungen. Es ist auch nur dann möglich, aus den Beziehungen zwischen den Sitten der Menschen und ihren Siedlungen feste und für heute wertvolle Schlüsse zu ziehen, wenn die Zeiten, Völker und Siedlungsformen wirklich erkennbar sind.

Die Beziehungen gehen aus von dem Einzelmenschen und seinem Einzelraum; sie bieten für eine Betrachtung der Wechselwirkungen die grundlegenden Ergebnisse. Und vom Raum gibt das Innere, die Ausstattung unmittelbaren Aufschluß über Art und Streben der Menschen. Aus der Mehrzahl von Räumen formt sich das Haus, aus der Vielzahl von Häusern die Straße, aus einer Anzahl von Straßen der Baublock, die Häusergruppe, aus diesen in Verbindung mit den Verkehrsanlagen die Stadt. Und schließlich setzt sich aus allen Städten und Dörfern, aus der Vielheit der Ansiedlungen die Gesamtsiedlungsform zusammen, das umfassendste Dokument menschlichen Wollens und Könnens, das uns den klarsten Ausdruck der Menschen und ihrer Zeit vermittelt. Wir wollen nicht historisch durch die Zeiten wandern, sondern die Menschen aller Zeiten im Verhältnis zu den Formen ihrer Siedlungen und zu der Formung ihrer Umwelt kennenlernen. Wir wollen mit dem Menschen durch den Einzelraum gehen, hinaus zur Straße, hinein zur Stadt, hin über das Land. Wie der einzelne zu seiner Umwelt steht und wie er seine Umwelt formt; wie dann der einzelne sich einordnet in die Gemeinschaft, und wie die Gemeinschaftsformen entstehen; wie dies in verschiedenen Zonen und zu verschiedenen Zeit geschieht: das ist es, was die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seinem Heim klar werden läßt. Wenn wir von Menschen und Zeiten sprechen, dann sollen darunter also nur die historisch belegten Epochen vom frühen Altertum an verstanden werden. Das

Betrachtungsgebiet soll sich vornehmlich auf die Mittelmeerländer und Deutschland erstrecken. Vor allem der deutsche Raum soll Grundlage der Erkenntnisse bilden. Die Entwicklung außerhalb Europas soll nur herangezogen werden, wenn das zur Verdeutlichung beträgt.

II. DER RAUM

Mensch und Raum! Zu allen Zeiten ist das Verhältnis des Menschen zur *Größe* des ihm dienenden Raumes eine Erkenntnisquelle für die Beurteilung des Menschen. Der Maßstab, den etwa die alten Ägypter und anfangs alle Mittelmeervölker an ihre Umwelt legen, ist klein. Wenn man die Raummaße prüft, die dem einzelnen, oft mehreren zum Leben genügen, so staunt man, daß sich die Menschen – trotz oder wegen des Klimas? – mit solchen Abmessungen abfinden. Welcher Gegensatz zu ihren gewaltigen Totenmalen! – Die Größe der Räume wächst nicht etwa parallel mit der Kulturentwicklung; sie wechselt vielmehr durch alle Jahrhunderte in eigenartigen Wellenbewegungen, die viel von den Menschen der einzelnen Zeiten, ihrem Charakter und ihrem Wollen sagen. Schon im alten Rom nehmen die Maße der einzelnen Räume, selbst in den Mietskasernen, recht beachtliche Abmessungen an und übertreffen vielfach die Raummaße heutiger Tage. – Die Raumabmessungen im Mittelalter sind an sich bescheiden, nur die Höhen sind verhältnismäßig groß. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts drängt sich der höfische und fürstliche Aufwand auch in den einfachen Wohnbau hinein. Es folgt die Zeit des „Biedermeier“ mit niedrigen, bescheidenen Räumen, um nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts jenem Protzen-Aufwand Platz zu machen, der in stuckgezierten Riesenräumen der Gründerjahre nach 1870 seinen Ausdruck findet. Nach dem ersten Weltkrieg begnügt man sich mit oft überkleinen Raumabmessungen, die heute nicht selten die Grenze des Tragbaren unterschreiten. – Dieses Wechselspiel ist ein getreues Bild der einzelnen Zeiten und ihrer Menschen. Das wird noch deutlicher, wenn man sich in den einzelnen Zeiten die den Göttern oder Gott geweihten Räume vor Augen hält. Während in der Gotik der himmelstürmende Dom einer Stadt die kleinen Wohnbauten um ein Mehrfaches überragt, tritt in einem Schloß des 18. Jahrhunderts oft die bescheidene Schloßkapelle neben den festlichen Prunksälen ganz zurück. Man sieht da mit eindringlicher Deutlichkeit, wie der Maßstab der Wohnräume an sich nur in bezug zu anderen Räumen das Wesen und Denken einer Zeit und ihrer Menschen wiedergibt.

Aber auch in derselben Zeit ist das Verhältnis des Menschen zur *Größe* seines Raumes nicht nur von Wärme und Kälte, nicht nur von Werkstoff und Können, nicht nur von Reichtum und Armut bestimmt. Vielmehr wirken sich diese Faktoren völlig verschieden auf den Maßstab der Räume aus. Sie formen nicht nur

die Räume, sondern auch die Menschen *in* den Räumen, bis beide zu einer Einheit werden. Wenn wir aus den hohen, aber nicht reichlich großen Räumen unserer heutigen Städte in die niedrigen, aber breit gelagerten Räume eines Hauses an der See oder im Alpengebiet kommen, so ist das weit mehr als ein nur durch das Klima bedingter Bauunterschied. Raum und Menschen sind in Übereinstimmung gekommen. Und wenn man heute in der Großstadt allzu niedrige Räume wie in einem Alpenhaus schafft, so ist das, wenngleich es klimatisch angängig wäre, fehl am Platze. Der Großstädter will nun einmal „hoch hinaus“; und doch ist er eingeengter als der Mensch der See oder des Gebirges. An tausend anderen Menschen, an tausend anderen Vorkommnissen stößt sich sein Großstadtwesen. Der Mensch am Meer oder in den Bergen muß sich zwar ständig vor der Natur ducken; aber sein Sinn ist frei und ungebunden.

Die *Abmessungen der Räume* können unter sonst gleichen Bedingungen wesentlich auf den Menschen einwirken. Anders kann das Denken, kann die Auffassung der Umwelt und Mitmenschen sein, wenn man aus großen, hohen, luftrigen Räumen kommt. Anders bei der Herkunft aus kleinen, niedrigen, dumpfen Stuben. Es ist viel darüber gehandelt und geschrieben, daß die Maßverhältnisse der antiken Räume leicht meßbare mathematische Beziehungen aufweisen, daß z. B. die Breite ein genaues Vielfaches der Höhe sei, daß Breite und Länge im Verhältnis des Goldenen Schnittes zueinander stünden. Ob dies Absicht ist, mag offen bleiben. Sicherlich aber ist diese innere Harmonie der Raummaße ein Spiegelbild des antiken Menschen, seiner Ausgeglichenheit in der Lebensführung, seiner abgeklärten Auffassung der Dinge. Man kann sich den Menschen des Perikleischen Zeitalters nicht in einer niederen Almhütte vorstellen; oder besser, man empfindet bei einem solchen Gedanken den tiefen Gegensatz, der zwischen diesem Menschen und diesem Heim bestehen würde. Die Räume der Antike sind breitgelagert wie ihre Tempel; die Räume der mittelalterlichen Zeit sind eng und hoch wie ihre Dome; die Räume unserer Tage haben kein ausgesprochenes Maßverhältnis, sie sind tausendfach verschieden wie die Menschen unserer Zeit. Wir glauben mit dem Allkönnen unserer Technik auch in den Raummaßen unabhängig zu sein von Lage und Klima. Da sind zwei Kinderheime im gleichen Alpenort: das eine mit großen, breiten, aber niedrigen Räumen, eine Fortbildung des landschaftsgebundenen Typs, auch in der Dachform. Und unweit das zweite Kinderheim verspottet diese niederen, „unhygienischen“ Räume: hoch sind da die Räume, hoch die Fenster, flach das Dach; alles wie in der Großstadt. Die moderne Technik kann ja auch solche Räume den Unbilden des Bergklimas gegenüber widerstandsfähig machen; warum also nicht so bauen?!

Aufschlußreich sind die Raumabmessungen, die vielfach um die Wende des vorigen Jahrhunderts entstanden, nicht nur in den sogenannten Mietskasernen, sondern auch in den Einfamilienhäusern, die unbedingt „herrschaftlich“ sein sollten. An der Höhe der „Etage“ durfte nicht gespart werden; auch die Tiefe

der Räume blieb in den üblichen Abmessungen. Aber an der Breite, an der Front mußte gespart werden; Raumbreiten von nur 2,20 m bei 5 m Tiefe und 3,50 m Höhe sind nichts Außergewöhnliches. Solche Abmessungen wirken störend, solche Räume ungemütlich; aber der vornehme Schein ist gewahrt. Die Wechselwirkung zwischen der Zeitauffassung der Menschen und ihren Wohnräumen drückt sich da mit großer Deutlichkeit aus. Das ausgehende 19. Jahrhundert, dessen Menschen so viel von innerem Gleichmaß verloren hatten, deren Menschen politisch, sozial, kulturell am Suchen sind, können auch in den Abmessungen ihrer täglichen Aufenthaltsräume kein festes, gesundes Maß finden. — Ein Fehler kann auch vorliegen, wenn die Räume im Verhältnis zum „Niveau“ der Menschen allgemein *zu groß* sind. Als zu Beginn der russischen Revolution von 1917 die Masse der Großstädter die Prunkräume der Petersburger und Moskauer Adelsquartiere bezieht, fühlen sie sich hier durchaus nicht glücklich. Nach wenigen Jahren zeigt die Verschandelung der Räume, daß zwischen ihnen und ihren Bewohnern eine unüberbrückbare Kluft liegt. Es fehlt einfach das Können, die Lebensart, solche Räume zu bewohnen. Der Mensch und der Maßstab seiner Räume müssen eben in einer inneren Übereinstimmung stehen.

Und wie steht es heute? In unserem sozialen Wohnungsbau, dessen Einheiten um 50 bis 65 qm Wohnfläche liegen, müssen die Einzelräume klein sein und dementsprechend die Höhen niedrig. Ob sich diese erzwungenen Kleinstmaße aber nicht auf die Lebensart und Lebensauffassung ihrer Bewohner auswirken, ist eine noch offene Frage. Man sagt vom Menschen, er komme aus einer kleinen Umgebung. Kann sich das neben familiären und gesellschaftlichen Verhältnissen nicht auch auf Wohnungsverhältnisse beziehen?

III. DIE WOHNUNG

Noch weit schärfer können solche Gegensätze in Erscheinung treten, wenn nicht der einzelne Raum, seine Maße und sein Maßstab, betrachtet wird, sondern die gesamte *Wohnung*. Am Anfang jeder Wohnungsentwicklung steht die Einraumwohnung. Sie entwickelt sich aus der Höhle, dem Zelt, der Hütte. Immer bildet die Einraumwohnung unter primitiven Verhältnissen die zunächst selbstverständliche Unterkunft. Welch ein Unterschied zwischen solcher Einraumwohnung, in der Mensch und Vieh unterkommen, in der alle Verrichtungen des täglichen Lebens erfolgen, und andererseits einer heutigen Sechszimmerwohnung mit allem „modernen Komfort“. Und doch: wo ist mehr Kultur, mehr Harmonie, mehr Zufriedenheit?

Auch an jenen frühen Einraumwohnungen haben Jahrtausende geformt; wir können sicher sein, daß ihre uns überlieferte Gestaltung schon eine Art vollendeter Entwicklung darstellt. Und wie verwachsen sind diese Menschen mit

ihrem Heim. Wie stimmt jedes Maß, jede Anordnung, jede Einteilung mit ihren Erfordernissen überein. Es ist erstaunlich, welche tausendfache Fülle von Abwandlungen dieses scheinbar unwandelbare Thema „Einraum“ durch Klima, Lage, Gewohnheit, Können erfährt. Jede leiseste Sonderart der Völker und Stämme findet ihren Ausdruck. Und doch sind die Grunderfordernisse und damit die Grundeigenschaften die gleichen.

Zunächst drückt sich schon *in der Lage der Unterkunft* die Eigenart des Klimas und des Volkes aus. Auch die Weltanschauung oder Religion eines Volkes findet hier ihren sichtbaren Ausdruck. Die Stämme an der Wiege unseres Wohnungswesens, am östlichen Mittelmeerrand, geben bis heute das wandernde, nomadenhafte Leben nicht ganz auf. Da gibt es noch Wüstenstämme, deren Zelte gestern hier, morgen dort stehen. Sie gleichen sich dem Wüstensand an, wandern mit ihm, verändern sich mit ihm. Nirgends anders als in diesen Sandwüsten kann später der Islam aufkommen und gedeihen. Der Islam ist geradezu die Verkündigung des irdisch Vergänglichen, des sich Treibenlassens von einer aus Zufall und höherer Macht gemischten Welt. Wo auch immer der Islam heute herrscht, ist dieses „laissez aller, laissez faire“, Grundzug des Lebens und damit auch Grundeigenschaft des Wohnwesens. – Weit sorgfältiger suchen schon die Bergstämme Kleinasiens die Lage ihrer Wohnungen aus, und vollends die griechischen Stämme und die späteren Mittelmeervölker. Die Völker der Antike sind erdenfroh und erdennahe. Selbst die Götter müssen ihnen bei ihrem Heim helfen; jedes Haus hat seinen Hausgott. So wanderfreudig die Griechen sind, ihr einmal gefundenes Heim ist ihnen etwas Festes, Unverrückbares. Man denke an die Heimatsehnsucht und die Heimschilderungen bei Homer! – Auf einer Anhöhe, möglichst gedeckt durch höhere Erhebungen, bauen jene Stämme ihre Wohnungen. Die Lage unmittelbar am Wasser gehört erst der späteren Zeit des Handelsverkehrs an; aber die Hochlage über dem Wasser ist früh beliebt.

In der Lage der Behausung drückt sich stets der Charakter des Menschen aus. Ist er angriffsfreudig, mutig, draufgängerisch, so steht seine Hütte frei, weit, offen. Muß oder will er sich ducken, nur verteidigen, sicher sein, dann steht seine Hütte geborgen, geschützt, zurückgezogen. Später geht diese Eigenart mehr und mehr verloren, da das Einzelanwesen immer seltener und die gemeinsame Siedlung das Überwiegende wird. Die Gemeinschaft sorgt dann für den Schutz. Aber die Lage einzeln stehender Häuser bleibt auch dann Wesenausdruck ihrer Bewohner. Anders steht es um eine mittelalterliche Trutzburg hoch auf dem Felsen, anders um ein Kloster im tiefen Waldtal. Und auch heute noch kann die Lage der Wohnung innerhalb der Siedlung von ihrem Besitzer zeugen: man kann sich mit der Stellung seines Hauses aufdrängen, und man kann sich still in die Gesamtgruppe einschalten. Es ist sicher ein Ausdruck persönlicher Eigenart, wenn ein Anwesen schon durch seine Lage aus der Umgebung herausfällt, anstatt sich dem Ganzen und den Nachbarn verständnisvoll und bescheiden ein-

zufügen. Das Selbstbescheiden oder das Auffallenwollen sind zwei recht bezeichnende Wesensmerkmale.

In den letzten Jahrzehnten entwickelt sich in Deutschland und in anderen Ländern ein mit der Bevölkerungsdichte zunehmender Kampf gegen das Streben des einzelnen, für sein Haus eine Lage außerhalb jeder Siedlung haben zu wollen, oft an Stellen, an denen eine Einpassung in die umgebende Natur nicht zu erreichen ist. Gerade die Anordnung des Hauses in der Umgebung, das Sich-einfügen in die Umwelt gibt Zeugnis von dem Wesen der Menschen, von der Art eines Volkes, von seiner Kultur. Man steht bewundernd vor der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit bis zum beginnenden 19. Jahrhundert, die so fein und geschickt ihre Bauten in die Umgebung einfügt. Man fragt sich, wie bei den Versen eines guten Dichters, ist das gewollt und mit überlegter Absicht gestaltet, oder kommt dies Treffen des Richtigen aus einer gesunden inneren Veranlagung. Für den schließlichen Erfolg ist das vielleicht ohne Belang. Wer aber tiefer schürfen möchte, wer die Wirkung aus den Ursachen des Zeitgeistes heraus erfassen möchte, für den ist es von Wert zu wissen, aus welchen Quellen das Können stammt. Die Beobachtung vieler älterer Beispiele und die Überlieferung einzelner Vorgänge machen es uns klar, daß sorgfältige Überlegung und mühsame Versuche Hand in Hand gehen mit einem eingewurzelten Empfinden für das jeweils Richtige. Wenn man bedenkt, daß vielfach keine ausgleichende Behörde mitwirkt, daß der Ersteller allein maßgebend ist für die Frage der Hausstellung, dann wird erst klar, welch tiefes Empfinden für das Richtige hier verwurzelt ist. Das Haus wächst auch in seiner Lage aus der Auffassung seines Erbauers und der Auffassung der Zeit heraus. Es wird nicht „entworfen“ oder erklügelt, sondern es bildet sich aus den Menschen und mit den Menschen.

In allen kulturell wirklich hochstehenden Zeiten ist nicht nur eine Rücksichtnahme auf die umgebende Natur, sondern auch auf den Nachbarn selbstverständlich. Wenn wir in einem italienischen Bergnest zu irgendeinem Hause hinausschauen, dann staunen wir, daß sie alle trotz der scheinbaren Überenge irgendwie frei stehen, daß man von allen einen Fernblick hat. Diese Rücksichtnahme wird noch heute z. B. in der Schweiz durch weitgehende baupolizeiliche Maßnahmen und genaueste Probegerüste sorgsam gepflegt. In Deutschland ist diese menschlich-nachbarliche Note aus dem Bauen gewichen; es dominiert das liebe „Ich“. Aus der leider großen Fülle nur ein Beispiel: an einer der schönsten Stellen des Ruhrtales entsteht auf der Höhe eine neue Siedlung. Wie eine Mauer riegeln die ersten Häuser am Berghang den gesamten Fernblick ab; schon die nächsten Häuser haben von der schönen Lage keinerlei Vorteil. Und doch wäre für die Gesamtsiedlung hier wie allgemein die Rücksichtnahme auf die Landschaft und auf den Nächsten so notwendig gewesen.

Aber leider fällt die stark wachsende Bautätigkeit in Deutschland wie in vielen anderen Ländern in die Zeit kultureller Haltlosigkeit; nicht ohne innere

Wechselwirkung. Was beim einzelnen Haus noch erträglich ist, wird in der Masse zum Unheil. Was schadet ein einzelnes Haus an der freien Landstraße? Aber dann kommt der nächste, es kommen viele. Und nun reihen sich in zahlreichen Gegenden diese Einzelhäuser in unliebsamer Folge fast von Ort zu Ort längs der Landstraßen. Diese Art „Bandbebauung“ ist bezeichnend für die geistlose Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Sie hat in vielen Ländern bereits zu ernsten Gegenvorschriften geführt. Aber die polizeiliche Vorschrift kann niemals ein Heilmittel sein. Eher schon kann die bittere Wirklichkeit den Mangel richtigen Empfindens korrigieren. Die außerordentlichen Störungen, denen diese Häuser an den Landstraßen durch den zunehmenden Kraftwagenverkehr unterworfen sind, zwingen zur Überlegung. Wie es vor Jahrtausenden zur richtigen Stellung des Hauses gehörte, sich gegen Wind und Wetter oder gegen Angriffe zu schützen, genau so gehört der Schutz gegen den Kraftwagenverkehr heute zu den Voraussetzungen einer richtigen Lage des Hauses. – Die Bedingungen mögen mit den Zeiten wechseln, das Verhältnis des Menschen zur Lage seines Hauses wird immer als Merkmal der persönlichen Einstellung und der zeitlichen Gegebenheiten zu werten sein.

Aber kehren wir zurück zur *Einraumwohnung*. Mehr noch als die Lage erweist die Anordnung der Wohnung selbst den Charakter des Menschen, die Eigenart des Stammes, das Können der Zeit. Betritt man eine alte Einraumwohnung, etwa in den Weidestrecken Südaladiens, soweit sie noch nicht durch die Urbarmachung der neuesten Zeit ergriffen sind, so ist man überrascht von der zweckmäßigen Einteilung des Raumes und von der praktischen Ausstattung. Man ist erstaunt, in zahlreichen der antiken und mittelalterlichen Einraumwohnungen das Gesetz strenger Symmetrie zu finden. Diese Räume sind nicht etwa ohne Kenntnis achsialer Gesetze nur instinktmäßig entstanden, vielmehr verfolgt man auch bei den einfachsten Ansprüchen ein bestimmtes Wollen und ein bestimmtes technisches Ziel. Aus tausend Verschiedenheiten bilden sich Typen, die wieder die Grundlage der Weiterentwicklung werden. In der Mitte des Raumes, später an der Rückwand, steht die Feuerstätte mit dem zumeist offenen, jedenfalls aber stets einfach-senkrechten Rauchabzug. Rechts – ist das ein Zufall? – ist das Vieh untergebracht; zumeist allerdings nur Kleinvieh, während die Unterbringung des Großviehs im gleichen Raum nur in ganz primitiven Verhältnissen erfolgt. Eine niedrige Brüstung trennt diesen Teil vom Gesamtraum. Links neben dem Herd finden wir das, was wir Küchenstelle nennen möchten. Daneben an der linken Seitenwand die Bettlager, und an der Vorderwand, also links neben der Tür, den Sitzraum, soweit schon – ein Zeichen weiterer Entwicklung – außer der Herdstelle noch ein besonderer Sitzraum angelegt ist. Diese Gesamtanordnung zeigt durch die Jahrhunderte eine starke Gleichmäßigkeit. Selten findet man einen Raum, in dem etwa die Herdstelle an einer Seitenwand angeordnet ist, was wegen des größeren Abstandes vom Vieh doch sicherlich zu erwägen gewesen

wäre. Ebenso findet man selten eine Einraumwohnung, in der der Sitzplatz an der Rückseite des Raumes liegt. Sobald überhaupt die Einräume sich über den Charakter mehr einstweiliger Höhlen oder Hütten erheben, sobald sie eine bewußte Entwicklung längerer Zeit durchmachen, pflegt, trotz der vielfachen Abwandlungen im einzelnen, die Klima, Gewohnheit und Ansprüche erfordern, das Endergebnis der Gesamteinteilung sehr ähnlich zu bleiben. Wenn weitere feste Einbauten erfolgen, so geschieht das zumeist auf der Grundlage dieser geschilderten Einteilung, z. B. in der Weise, daß an der linken Seitenwand oder an der Rückwand links feste Bettladen eingebaut werden.

In den letzten Jahrhunderten ist die Einraumwohnung zumeist der mehrräumigen Wohnung gewichen. Nur das furchtbare Erbe der Einzimmerwohnung in den Mietskasernen der Großstädte bleibt uns noch aus deren „Gründerzeiten“. Erst ganz neuerdings, etwa in Sommerhäusern und ähnlichen Anlagen, kommen wir wieder zu einer Organisation des Einraums mit eingebauten Betten, Kocheinrichtungen und dergleichen, allerdings ohne Unterbringung von Vieh. In diesen modernen Einräumen ist die Innenanordnung in keiner Weise stabil und gleichmäßig, wie das bei der erprobten Wohnentwicklung vergangener Zeiten der Fall war. Entsprechend dem Charakter unserer Zeit und unserer Menschen finden wir in den modernen Einräumen die ganze Mannigfaltigkeit vielfacher Verschiedenheiten. Fast jeder Mensch hat andere Ansprüche, andere Gewohnheiten, die in der baulichen Gestaltung und in der Einrichtung ihren Ausdruck finden. Das Wochenendhaus, Ferienhaus oder wie man es nennen mag, hat noch keinen Typ gefunden und braucht vielleicht auch im Gesamtzusammenhang nicht als ein Teil des Wohnwesens im engeren Sinne gewertet zu werden.

Schon sehr frühzeitig wird der Einraum der Wohnung geteilt, und zwar in der Weise, daß *Mensch und Vieh getrennt* werden. Die Frage, wie der Mensch sein Vieh behandelt und wie er räumlich dafür sorgt, die Entwicklung also der landwirtschaftlichen Bauten, soll hier nicht eingehend in den Kreis der Erörterungen einbezogen werden, weil dies nur bedingt zum Grundthema gehört. Es ist selbstverständlich, daß zu allen Zeiten, und zwar zu Beginn jedes Kulturabschnitts am stärksten, gerade in der baulichen Behandlung der Viehunterkunft ein besonderes Merkmal der Völker zu sehen ist. Ist doch das Vieh sein höchstes, oft einziges Gut; und in der Art, es zu schützen und zu hegen, drückt sich seine Eigenart am deutlichsten aus. Man kann bis heute in verschiedenen Teilen des Morgenlandes, selbst in Griechenland, Albanien, Süditalien beobachten, daß der Mensch das Vieh, vor allem das Kleinvieh, bei sich im größeren Gemeinschaftsraum beläßt. Er ist sich des Wertes seines Viehes bewußt und hat keine Bedenken, mit ihm den einzigen Raum zu teilen. Jedoch schon in der frühen Antike, besonders in den griechischen Niederlassungen, verschwindet die Einraumwohnung häufig, und als Ausdruck höherer Kultur kommt es zu einer Teilung des Raums zwischen Mensch und Vieh. Zunächst wird das

Großvieh verbannt und in Schuppen oder Berghöhlen untergebracht. Hierbei ist zu bedenken, daß mit Rücksicht auf das südliche Klima die Stallfrage nicht die Bedeutung hat wie im Norden. Erst allmählich, in sehr langer Frist entwickelt sich im Süden der Haustyp, in dem der Stall für das Vieh nach Art unserer nordischen Anlagen mit den Räumen der Menschen in einem Haus vereinigt wird. Vielfach geschieht das in engen Bergorten in der Art, daß der Keller für das Vieh dient. Anordnungen, die wir heute vielfach in kleinsten Verhältnissen treffen, daß etwa von einem gemeinsamen Vorräum aus einerseits der Wohnraum, andererseits der Stall zugänglich ist, gehörte in alten Zeiten zu den Ausnahmen.

Wo die Viehzucht der überwiegende Faktor der Lebenshaltung ist und die klimatischen Verhältnisse besondere Fürsorge erfordern, da übertrifft später häufig die bauliche Pflege der Stallbauten die der Wohnungen. Diese Beobachtung trifft zum Beispiel für die mittelalterliche Entwicklung der nördlichen Länder in starkem Maße zu. Erst in den Zeiten zunehmender Industrialisierung tritt für viele Anwesen die Viehhaltung – ebenso wie der Fruchtanbau – zurück. Viele Tausende entfernen sich damit von der Natur. Aber auch hier ist der Kreislauf der Dinge von größtem Interesse. Die Zahl der Stallungen in Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten ungewöhnlich vermehrt. Das ist nicht durch eine Vermehrung des Großbestandes an Vieh bedingt; vielmehr sind in Tausenden von Kleinstwohnungen Viehställe eingerichtet, sei es auch nur für die Haltung einer Ziege. Bei dem Zug vom Lande in die Stadt, der sich von etwa 1850 an entwickelt, ist es eine Selbstverständlichkeit, daß man das Vieh als zum Land gehörig betrachtet und auf dem Lande läßt. Die Art der Wohnungserstellung in den Städten, überwiegend eine Vielzahl kleinstter Mietwohnungen im mehrgeschossigen Haus, läßt weder den Gedanken noch die Möglichkeit aufkommen, selbst für Ställe einfachster Art Vorsorge zu treffen. Erst allmählich, etwa seit der Jahrhundertwende, hat auch der Industriemensch zur Viehhaltung zurückgefunden, nicht nur aus wirtschaftlicher Überlegung, sondern zu einem gewissen Teil auch als Ausdruck jenes ewigen „retour à la nature“. Hinzu kommt, daß auch auf dem Lande die Errichtung bäuerlicher Kleinststellen in den letzten Jahren einen Umfang angenommen hat, der einiges von der Schuld wieder auslöschen soll, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinsichtlich der Vernachlässigung landwirtschaftlicher Verbundenheit begangen ist. Jetzt ist die Anordnung des Stalles in unmittelbarer Verbindung mit dem Wohnhaus wieder eine Tagesfrage geworden, die sie Jahrzehntelang nicht oder nur selten war.

In der Gesamtentwicklung seit der Frühzeit findet erst verhältnismäßig spät eine *Unterteilung des eigentlichen Wohnraumes* statt. Veranlassung hierzu gibt die fortschreitende Wirtschaftsentwicklung, die auch die Tätigkeit des Menschen mehr und mehr differenziert. Das bedingt eine *Trennung in Wohnraum und*

Arbeitsraum, oder genauer: in einen Raum des täglichen Seins und Wirkens und in einen Raum der vom Tageslauf getrennten, besonderen Arbeit. Ursprünglich ist der einzelne Haushalt Herstellerin für alle Bedürfnisse des Lebens. Diese Herstellung ist der eigentliche Inhalt des Lebens, des täglichen Schaffens und Werkens. Man produziert, was man braucht. Lebensarbeit und Wohnen fließen reibungslos ineinander. Keine der täglichen Arbeitsverrichtungen ist vom täglichen Leben getrennt. So liegt auch kein Anlaß vor, zwischen Wohnen und Werken eine Raumtrennung eintreten zu lassen. Aber allmählich ergibt sich hierin ein Wandel. Soweit die Voraussetzungen für eine Teilproduktion besonders günstig sind, produziert man über den häuslichen Bedarf hinaus, zum Tausch, später zum Verkauf. Die über den Eigenbedarf hinausgehende Produktion dieses einen Erzeugnisses schaltet sich nun nicht mehr ohne weiteres in den häuslichen Tageslauf ein; sie überschneidet die laufende Tagesarbeit, stört sie wohl auch. Da wandert diese Sonderproduktion in einen angebauten Schuppen, gleichgültig, ob es sich um eine Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse oder um eine handwerksmäßige „Überproduktion“ handelt. Es entsteht der zweite Raum im Hause. Der wird allmählich selbständiger und verbindet sich organisch mit dem Hauptraum. Diesen zweiräumigen Haustyp können wir zu allen Zeiten und in allen Zonen feststellen. In ihm zeigt sich der Urtyp der Wohnung mit Werkstatt. Zuerst mag das Töpfergewerbe aus dem Produktionsbereich nur für den eigenen Bedarf ausgeschieden sein, später das Schmiedegewerbe. Es folgen, wenn auch wohl viel später, die Gewerbe des Schreiners, des Schusters, des Webers und so weiter; manche dieser heute selbständigen Tätigkeiten bleiben aber durch das ganze Altertum, bisweilen auch im Mittelalter, in einfachen Verhältnissen bis heute mit dem einzelnen Hauswesen verbunden.

Die Teilung in Arbeits- und Wohnraum entwickelt sich in den verschiedenen Zonen und je nach den Bedürfnissen in mannigfaltigster Form. Je mehr die Ausübung des Gewerbes zur Hauptsache wird und die landwirtschaftliche Be-tätigung zurücktritt, um so betonter wird der Werkraum. In vielen Fällen kommt es zu einer allmählichen Umdrehung: der Werkraum wird der größere und betontere Raum im Hause, der Wohnraum der kleinere. Noch heute finden wir zum Beispiel in den ländlichen Gegenden des Bergischen Landes oder des Sächsischen Erzgebirges die zerstreuten Weberhäuschen, in denen der Hauptteil von dem Raum für den großen Webestuhl eingenommen wird. Art und Größe dieses Werkraums ist durch die Aufstellung des verhältnismäßig großen Webegeräts und durch den erforderlichen Platz vor dem Gerät bestimmt. Die Aufstellung des großen Webstuhls wäre im gemeinsamen Wohnraum kaum möglich.

Für die Teilung sind zunächst immer Gründe maßgebend, die sich aus der Art und dem Gerät des Gewerbes ergaben. Handarbeit ohne größere Geräte

bleibt unter einfachen Voraussetzungen oft bis heute im gemeinsamen Einraum. Man findet in der erwähnten Erzgebirgsgegend nicht selten Häuschen mit einem Hauptaum, der zum Wohnen, Schlafen und zur gewerblichen Arbeit dient. Da sitzt die ganze Familie, schnitzt und bemalt Spielsachen, formt Christbaumschmuck, klöppelt Spitzen. Das gleiche gilt für die Zigarrenmacher auf dem Eichsfeld oder seltener im östlichen Westfalen. Daß die gesundheitlichen Zustände bei einem solchen Gemeinschaftsraum für alle Bedürfnisse nicht sehr erfreulich sind, bedarf kaum der Erwähnung. Und doch muß man die Frage aufwerfen: solch Gemeinschaftsraum für alle und alles war doch jahrtausende lang der selbstverständliche Zustand, ohne daß früher darin ein Grund für besonders schlechte Gesundheitszustände gelegen hätte. Schneidet man diese Frage an, so muß man, um klar zu sehen, tiefer in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit schürfen. Zunächst sei festgestellt, daß die Säuglingssterblichkeit allerdings in früheren Zeiten erheblich größer war als heute. Aber im ganzen war der Gesundheitszustand nicht schlecht, und die Gesamtlebensdauer der Menschen im Mittel höher als heute. Was wir so stolz Zivilisation nennen, bringt viel Gutes, bringt aber auch viel Schlechtes. Man braucht gar nicht so sehr an die offensichtlich übeln Begleiterscheinungen, wie den degenerierenden Alkohol oder unerfreuliche Ansteckungskrankheiten zu denken. Die Zivilisation schafft eine Verfeinerung der Lebenshaltung, die die Menschen allgemein weniger widerstandsfähig macht. Die Hast der Lebensführung verbraucht die Nerven schneller; die ungleiche Nahrung gewährt nicht den stabilen Körperbau von einst. So muß auf anderen Gebieten, vor allem dem des Wohnens und der Hygiene, gebessert und wettgemacht werden, was in der sonstigen Lebensweise gefehlt wird.

Aus eben diesen Gründen ergibt sich allmählich die Notwendigkeit einer weiteren Trennung der Räume, und zwar die *Trennung der Wohn- und Schlafräume*. Was wir heute fast als eine Selbstverständlichkeit empfinden, erschien bei einfachen Völkern und bei schlichter Kulturlage unvorstellbar; und erscheint es auch heute noch. Sind denn Wohnen und Schlafen so getrennte Funktionen des Lebens, daß man dafür getrennte Räume braucht? – In dieser Trennung zeigt sich oder soll sich bei jedem Volke der Grad kultureller Entwicklung zeigen. Aber umgekehrt kann man beobachten, daß die Trennung des Raumzwecks leicht zu einem Zerrbild wird, wenn die kulturelle Stufe für solche Wohnungs-kultur im Grunde nicht vorhanden ist. Denn anders kann man die heute vielfach anzutreffenden Verhältnisse kaum deuten, bei denen der Wohnraum als „kalte Pracht“ unbenutzt daliegt, während ein viel kleinerer Raum, etwa die Küche, zum Kochen, Wohnen und bisweilen auch zum Schlafen zugleich benutzt wird. Damit ist das, was Ausdruck kultureller Entwicklung sein sollte, zu kulturwidriger Anordnung geworden. Derartige „gute Stuben“, über deren Einrichtung noch zu sprechen sein wird, ungeheizt, ungelüftet, unbewohnt, sind eine

Kulturlosigkeit schlimmer Art. Daher neigt man heute dazu, eine geräumige Wohnküche, oder besser eine große Wohnstube mit Kochnische, anzulegen, die ihrer Größe und Anordnung nach wirklich für alle täglichen Anforderungen genügt.

Eine weitere Zwecktrennung der Wohnung ist die *Teilung in mehrere Wohnräume und in mehrere Schlafräume*. Herrenzimmer, Damenzimmer, Eßzimmer, Kinderzimmer: das ist die Endstufe vom Einraum her. Diese Unterteilung ist ein Spiegelbild der komplizierten Gesamtentwicklung unserer Zeit. Hausherr, Hausfrau, Kinder haben eine so verschiedene Lebensweise, daß die verschiedenen Räume „gebraucht“ werden. Kompliziert wie unser Leben sind auch unsere Wohnverhältnisse geworden. Interessant, wie aber auch hierin die Kulturauffassung eines Volkes zu Änderungen und Rückbildungen Veranlassung gibt. Man denke zum Beispiel an die heutigen sowjetischen Zustände. Die Bedeutung der Familie hat verloren; die Volksgemeinschaft in weiterem Rahmen wird immer mehr betont. Gemeinschaftsräume verschiedener Art entstehen, von denen wir noch vor einigen Jahren nichts wußten. Und das Ziel geht weiter: die Gemeinschaft ist das Wesentliche, die Familie nur Mittel zum Zweck. Da verliert die Wohnung an Bedeutung: die Kinder werden gemeinsam gehütet; das Kochen erfolgt gemeinsam; die Erholungsstunden verbringt man gemeinsam. Der jahrhundertelange Weg einer immer gesteigerten Vergrößerung und Verästelung der Wohnung geht mit einemmal nicht mehr weiter. Wenn man die heutigen russischen Wohnungshersteller fragt, so werden sie darin nicht etwa einen Rückschritt erkennen wollen. Sie weisen darauf hin, daß auch früher eine allmähliche Zusammenfassung der zerstreuten Anwesen zu Siedlungen stattgefunden habe, ebenso die Vereinigung ursprünglicher Einzelbedürfnisse zu Gemeinschaftsanlagen. Sie sehen in dem Zusammenlegen mancher Bedürfnisse der einzelnen Wohnungen auch jetzt nur eine erstrebenswerte Weiterentwicklung. So eng also ist das Siedlungswesen mit der allgemeinen kulturellen und weltanschaulichen Auffassung eines Volkes und einer Zeit verquickt. Auch die Trennung der Schlafräume für Kinder verschiedenen Geschlechts ist eine Frage sittlich-kultureller Auffassung. Die Notwendigkeit einer solchen Trennung ist eigentlich erst in der jüngsten Zeit stark betont. Ob sich hierin wirklich eine kulturelle Höhe ausprägt, wie man es hinstellt, bedarf der Erwägung. Man kann auch annehmen, daß diese Forderung nicht als Zeichen besonderer sittlicher Stärke anzusehen ist, da eine solche Anordnung in früheren Zeiten nicht als Gegenstand sittlicher Notwendigkeit erachtet wird. Wenn wir heute in den Vorschriften für die staatliche Unterstützung von Kleinstwohnungen lesen, daß außer dem Elternschlafraum mindestens je ein Schlafraum für heranwachsende Kinder beiderlei Geschlechts vorhanden sein muß, so empfinden wir das als eine sittlich wohltuende Vorschrift, wenn nicht als eine Selbstverständlichkeit. Wir denken kaum darüber nach, daß diese Vorschrift einen Schritt nicht nur über

das früher Übliche, sondern zumeist auch über das früher Notwendige hinaus bedeutet. Wir werden uns kaum innerlich über die Gründe klar, die zu einer solchen Forderung führen. Sind etwa all die Jahrtausende, in denen das Zusammenwohnen der Menschen jeder Altersstufe und beider Geschlechter in einem Raum selbstverständlich war, sittlich schlechter und völkisch tieferstehender gewesen? Sicherlich nicht; bisweilen sogar sittlich weit höher.

Es müssen also neue Notwendigkeiten für die heutigen Raumforderungen vorliegen. Das Verhalten der Geschlechter zueinander ist zu jenen Zeiten natürlicher. Die Tagesarbeit mit der Erde und mit der Herde führt das Wesen der Zeugung, auch der Zeugungstreife so alltäglich, so natürlich vor, daß eine sittliche Gefährdung nicht aufkommt. Erst später hört für viele dieser Zusammenhang mit der Natur, dieser alltägliche Umgang mit dem Werden und Entstehen auf. Erst als fern der Natur die Hausarbeit, Fabrikarbeit, Gelehrtenarbeit die Alleinbeschäftigung vieler Menschen wird, als das Werden etwas Geheimnisvolles, das andere Geschlecht etwas Unbekanntes wird, erst da wird die Trennung der Geschlechter zu einer sittlichen Notwendigkeit. Aber auch in dieser Frage gibt es Wellen der Auffassung und Verschiedenheiten bei gleichen Voraussetzungen. Wer hätte zum Beispiel in Deutschland noch vor 50 Jahren das Zusammenbaden der Geschlechter, das gemeinsame Tummeln am Strand für erwägenswert gehalten! Und heute ist all das eine Selbstverständlichkeit. Je natürlicher wir in unseren Familien die Kinder heranwachsen lassen, um so mehr sittlichen Halt geben wir ihnen. Damit schwinden auch manche Sorgen im Wohnungswesen, die uns heute viel Kopfzerbrechen verursachen. Weit tiefer, als man leichthin annimmt, ist die Entwicklung unserer Unterkunft mit den Fragen unserer sittlichen Grundeinstellung und unserer sittlichen Erziehung verbunden.

Bei der zunehmenden Zahl von Räumen einer Wohnung ergibt sich von selbst das Problem der Anordnung dieser Räume zu einer *Raumgruppe*. In der Gruppierung der Räume spiegelt sich die Mannigfaltigkeit der Anforderungen und Wünsche, aber auch die Mannigfaltigkeit völkischer, klimatischer, kultureller Eigenart. Da ist zunächst die Frage: ist die Wohnungsanordnung nach innen oder nach außen gekehrt? – Zu allen Zeiten sind Wohnungen, die auf Verteidigung eingestellt sind, nach innen gekehrt. Das liegt in der Natur der Sache und ist keine besondere Eigenart eines Volkes oder einer Zeit. Aber wie sieht es ohne diesen äußeren Zwang aus?

Der römische Bürger ist ein Mann der Straße. Auf dem Forum wird gehandelt und verhandelt. Auf dem Forum spielt sich alles Wesentliche seines Lebens ab. Privatgeschäfte und öffentliche Geschäfte, Politik und Erholung: für alles ist das Forum der Rahmen. Andererseits ist das Haus des römischen Bürgers so weltabgeschlossen wie nur denkbar. Geht man durch die Straßen von Pompeji, so ist man erstaunt über diese völlige Trennung von Straße und

Privathaus. Eine Mauer, meist nur mit einer schmalen Tür, schließt das Haus gegen die Straße ab. Kein Fenster, kein Balkon, keine Galerie oder dergleichen verbindet das Haus mit der Straße. Auch seitlich und rückwärts ist das Haus von fensterlosen Mauern begrenzt. Völlig abgeschlossen nach außen ist dieses Haus des römischen Bürgers. – Aber welcher Gegensatz im Innern; welche Fülle von Öffnungen, von Licht; wie fließt alles ineinander. Das ganze Wesen des Südländers öffnet sich hier. Der lichtdurchflutete Innenhof ist das Kernstück des Hauses. Wie wirkt der strahlend blaue Himmel im Gegensatz zu den dunklen Arkaden. Wie wirkt der Kühle spendende Brunnen im Gegensatz zu der glühenden Hitze. Wie wirkt die vielfache Durchbrechung rings im Gegensatz zu der starren Abgeschlossenheit der Außenmauern. Und die einzelnen Räume: nur ein leichter Vorhang trennt sie von dem gemeinsamen Atrium oder dem Peristyl; es ist eigentlich keine Trennung, vielmehr eine Verbindung. Und rückwärts der Speiseraum öffnet sich mit arkadenartigen Bögen zu eben diesem Innenhof. Soweit ein Obergeschoß vorhanden ist, öffnet auch dieses sich zum Innenhof; vielfach sind es nur flache Schlafterrasse, die man im heißen Süden notwendig braucht. Der Römer, stolz, pathetisch im äußeren Auftreten, ist daheim nur ein Glied der Familie, ist wirklich „zu Hause“. Man kann gewiß nicht auf den Gedanken kommen, dem Römer den Gemeinschaftsgeist abzusprechen. Im Gegenteil; sein ganzes Wesen ist auf gemeinsames Denken und gemeinsames Handeln abgestellt. Aber in den guten Zeiten des Römertums ist auch hierin noch nichts Übertriebenes. Man ist durchaus Familievater, Privatmann, Mensch; und man verleiht all dem Ausdruck in der Form seines Hauses. Die Form dieses Hauses ist der schlechthin vollendete Ausdruck des einzelnen Römers. Der Rahmen für das öffentliche Leben ist das Forum mit seinen großen Flächen, seinen offenen Bogengängen, seinen stattlichen Monumentalbauten. Aus diesen Bauten, dem Rathaus, der Gerichtshalle, der Börse dringt der Ruf des öffentlichen Lebens hinaus auf die weite Fläche des Forums; aus den verschiedenen Räumen des Hauses dringt der Ruf des Familienlebens hinaus auf die begrenzte Fläche des Peristyls. Das Forum ist Lebensraum der Öffentlichkeit; das Haus ist Lebensraum der Familie. Der Maßstab ist verschieden; die Grundform ist letzten Endes die gleiche. Beide, der öffentliche und der private Raum, sind in ihrer Geschlossenheit und gelagerten Gesamtform Spiegelbild der römischen Persönlichkeit.

Wohnräume um einen Hof sind auch bei anderen Völkern und unter anderen Himmeln der Rahmen für das häusliche Leben. Aber wie verschieden ist dieser Rahmen. Im mittelalterlichen mehrgeschossigen Wohnhaus gruppiert sich alles um den Innenhof. Dieser Hof ist schmal, oft sehr schmal; das Haus umgibt allseitig den Hof in mehreren Geschossen. Galerien an der Rückfront und an den Seitenfronten vermitteln an Stelle von Fluren zwischen den Räumen. Alles ist eng, zusammengedrängt, hoch; aber zumeist von großer Harmonie und fein-

ster malerischer Wirkung. Im Vorderhaus sind die Wohnräume, rückwärts die Werkstätten oder Läger. Hinter dem Haus liegt der Gemüse- und Ziergarten. Das Ganze ist eine Welt für sich. Betritt man eines dieser typischen mittelalterlichen Häuser, soweit der Krieg sie verschont hat, etwa in Dinkelsbühl oder in Rothenburg, so ist man von der feingeschlossenen Wirkung überrascht. Praktisch im Grundriß und in allen Einzelheiten, künstlerisch in der Durchbildung, zeigen diese Häuser in immer neuer Abwandlung den Lebensstil und die Arbeitsweise des Mittelalters. Auch im Mittelalter gehört ein gut Teil des Lebens der Öffentlichkeit. Man denke an den Dienst in der Bürgerwehr, an die Tätigkeit in den Zünften, an die Aufgaben im Rat. Wenn dies Gemeinschaftswirken sich auch zumeist nicht in so breiter Öffentlichkeit abspielt wie im Süden, so steht doch wie im römischen Leben das Wohnhaus des einzelnen im bewußten Gegensatz hierzu. Und doch, Welch eine Welt zwischen diesen beiden Hausformen. Beide lassen uns so deutlich die Menschen einer bestimmten Zone und die Kultur einer bestimmten Zeit erkennen. Man sieht bei den römischen Wohnbauten den südlich ungezwungenen, aber in der Außenhaltung vornehmen „civis Romanus“ vor sich. Und man glaubt in den nordisch-mittelalterlichen Bauten den etwas derben, aber stolz selbstbewußten Zunftmenschen jener Zeit zu sehen. Dieses Wohnhaus des Mittelalters ist in ausgeprägter Form Repräsentant des Familienlebens und des Handwerks. Die Wohnräume, vornehm und reich; die gewerblichen Räume mit den Wohnräumen in naher Beziehung, und doch durch gesonderte Zugänge (oft von der anderen Straße) abgetrennt. Es ist nach jahrhundertelanger Entwicklung die letzte Stufe der Einheit von Wohnung und Werkraum. Mit dem ausgehenden Mittelalter beginnt die Trennung von Wohnung und Werkstatt; es beginnt die Fabrik. Das bedeutet aber auch für die Anordnung der Wohnräume eine völlige Neuorientierung.

Nun wohnt man irgendwo; aber man arbeitet dort nicht. Die Anordnung der Wohnräume wird freier, unabhängiger. Eine Reihe von Zimmern, vorn zur Straße offen, rückwärts zum Garten offen. Man spart nicht mit dem Raum, auch nicht mit Fluren, Terrassen, Treppenhallen und dergleichen. Es entwickeln sich die Raumanordnungen der Barockzeit: lange Flure, gemächliche Treppen, Zimmer breit neben Zimmer, eine Loggia zur Straße, eine Veranda zum Garten. Das alles spiegelt die neue Zeit und ihre Menschen wider. Solche Weite wäre im Altertum undenkbar gewesen, undenkbar auch im Mittelalter. Die „Flucht“ der Räume, selbst in bescheidenen Verhältnissen, ist nur aus jener Zeitstimmung des 18. Jahrhunderts heraus zu verstehen. Man muß sich die Leichtigkeit jener Lebensauffassung vergegenwärtigen, wenn man die Gelöstheit der Raumordnung innerlich erfassen will. Räume, eng geschart um einen Hof, wären jener Zeit unverständlich gewesen. Man will sehen, man will gesehen sein. Die Räume müssen ineinanderfließen, müssen sich in Flügeltüren öffnen, müssen Fenster bis zum Fußboden haben.

Diese Gestaltung der Räume erscheint im großen Schloßbau jener Zeit ebenso wie im einfachen Wohnhaus. Darin liegt das Typische einer Übereinstimmung zwischen den Menschen einer Zeit und der baulichen Gestaltung, daß es sich nicht um einzelne Beispiele handelt, sondern um das immer wiederkehrende Merkmal in größten und kleinsten Bauten. Rein äußerlich erscheint uns die Raumanordnung der Stadthäuser jener Tage als eine Nachahmung großer Schloßbauten. Und doch handelt es sich keineswegs um ein Nachahmen, sondern in beiden Fällen ist die Anordnung der bewußt geformte Ausdruck des zeiteigenen Lebensgefühls. Aus ihm heraus entstehen große Schloßbauten, kleine öffentliche Anlagen, Privatbauten immer in derselben Grundnote. Klein-Trianon, Nymphenburg, Solitude sind nicht etwa verkleinerte Nachbildungen der großen Schloßbauten; man will auch im kleinen Kreise, für die Spanne eines Nachmittags dieselben Möglichkeiten räumlicher Entfaltung haben wie in den großen Bauten. Und doch – eigenartiger Gegensatz – spielt man neben dem prunkvollen Auftreten in diesen Repräsentationsbauten auch ganz Harmlosigkeit, ganz Natur. Man verbringt die Tage in mehr oder minder echten Landhäusern, Meiereien, Stallbauten. Man spielt mit dem Leben Leben. Keine Zeit hat für ihren Lebensstil so viele und vielartige Bauten gebraucht als das 18. Jahrhundert.

Als aus dem Spielen mit dem Natürlichen schließlich eine ernste Rückkehr zur Einfachheit wird, eine Rückkehr zum Bürgerlichen, da wird auch die Gestaltung der Wohnungen einfacher und bescheidener. Man rückt in Raumzahl und Raumgröße zusammen. Aber an der axialen Gruppierung der Räume hält man fest. Es entstehen jene Wohnbauten „um 1800“, die als letztes Glied einer langen Kette die wirkliche Wiedergabe eines bestimmten Lebensstils darstellen. Schlicht wie die Lebensauffassung dieser Menschen sind ihre Bauten; es herrscht tiefste Übereinstimmung zwischen den Bewohnern und ihren Räumen. Wohl sind die Bauten noch offen und frei, aber vor allem sind sie „gemessen“ in Maßen und Formen. Es ist nicht mehr ein gewolltes Herausstellen, wie es das Barock liebt. Es ist viel mehr ein vorsichtiges Sicheinfügen, ein um keinen Preis *mehr* Scheinenwollen als der andere. Das erinnert an die Auffassung der Wohnbauten in der Antike, von der jetzt manche Einzelformen übernommen werden. Aber im Gegensatz zum antiken Menschen meidet der Mensch des beginnenden 19. Jahrhunderts die Öffentlichkeit. Man will nur *sich* leben, der inneren, geistigen Durchbildung. Es ist die Zeit der Geschlossenheit, der Behaglichkeit; oder wie es im goethischen Deutsch so trefflich heißt, die Räume sind „behäglich“. Aber man darf nicht glauben, daß die Bewohner dieser Behaglichkeit weichliche Menschen gewesen seien. Diese Epoche beginnt mit den Freiheitskriegen und endet mit der Revolution von 1848. Man zieht auch hinaus, um Griechenland bei seinem Freiheitskampf zu helfen. Jene Zeit sucht bei bescheideneren Formen in klassisch antiker Größe nach einer wahren Harmonie

des Lebens, nach dem altgriechischen „schön und gut“ sein, in dem auch das Tapfere einbegriffen ist.

Wenn wir heute etwa die Bauten an der Alleestraße in Detmold oder die wenigen erhaltenen Bauten an der Palmaille in Altona oder wo es auch sei, die Bauten jener Epoche „um 1800“ betreten, so umfängt uns sofort die Eigenart einer ganz bestimmten Zeit. Wohltuend wirkt die axiale Anordnung des Grundrisses: in der Mitte die geräumige Flurhalle, an deren Rückseite die Treppe zum Obergeschoß breit emporsteigt; rechts und links völlig symmetrisch ein oder zwei Räume; selten irgendein Anbau oder Ausbau. Breit die Türen, auf Achse gestellt; auf Achse auch die Fenster, klar zum Raum. Das alles ist der Ausdruck innerer Ruhe und weitgehender Abgeklärtheit; sicherlich auch der Ausdruck gut bürgerlicher Gleichförmigkeit und Selbstzufriedenheit.

Aber eines ist sicher: diese Raumanordnung, die sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin immer mehr vereinfacht und immer bescheidener wird, ist noch der Ausdruck ihrer Zeit. Der Grundzug ist in Ost und West, in Nord und Süd der gleiche. Es ist der letzte allgemeine Typ, der letzte Stil, den die Entwicklung bis heute kennt. Ob wir nun von dem Stil „um 1800“ sprechen, von „Biedermeier“, von „Zopf“ oder dergleichen, es sind alles nur verschiedene Bezeichnungen einer Lebensgestaltung, eines Formungswillens, einer von gleichen Voraussetzungen ausgehenden und daher zu gleichen Ergebnissen gelangenden Kunst. So schlicht und gleichartig diese Wohnhäuser allmählich werden, fast Schablone, so sind sie für die Beurteilung des Zusammenhangs zwischen den Menschen und ihren baulichen Ausdrucksformen von ganz besonderer Bedeutung, eben weil aus dem menschlich Übereinstimmenden sich hier zum letzten Mal ein Stil ausprägt.

Man hat gesagt, mit der Einführung der mehrgeschossigen Wohnbauten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sei das Typische, der Stil aus den Wohnbauten verschwunden. Das ist zeitlich richtig, ursächlich falsch. Es gab vorher Zeiten mit mehrgeschossigen, sogar vielgeschossigen Wohnbauten, die sich vorzüglich in den Charakter ihrer Epoche einfügten. Es sei etwa an die Bauten auf dem Frauenplan in Dresden oder in manchen Straßen Wiens erinnert, die im Äußeren wie im Innern durchaus aus dem Geist ihrer Zeit entstanden sind. Auch hier zeigen die einzelnen Geschosse jene große gelagerte Diele, und zur Straße jene behäbige Flucht großer, breiter Zimmer. Es sei an die Wohnbauten in der Berliner Friedrichstadt erinnert, die bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts viele vorzügliche Beispiele mehrgeschossiger Wohnbaukunst zeigen. Hier bildet sich die Geschoßwohnung in sehr klarer Form aus, nicht mehr als Erbe des bisherigen Einfamilienhauses, sondern als selbständiger Typ, aus dem Wesen und den Erfordernissen der Zeit heraus. Diese Mehrfamilienhäuser atmen durchaus etwas von der zeiteigenen Schlichtheit und Behäbigkeit, wenngleich sie eben Steigerungen ins Großstädtische sind.

Nein, die Unruhe und Zerrissenheit in der Wohnungsgestaltung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist weit tiefer zu suchen als etwa in der Mehrgeschossigkeit der Bauten. Sie hängt zusammen mit der grundlegenden Änderung der Bevölkerungsgruppierung und der Lebensführung um jene Zeit. Bis-her ist die Wohnung überwiegend Eigentum gewesen. Gewiß, es gibt zu allen Zeiten, und vollends im 18. Jahrhundert Mietwohnungen; aber sie befinden sich zumeist in Häusern, die der Besitzer zum Teil selbst bewohnt; oder es sind Einfamilienhäuser, die der Besitzer aus irgendeinem Grund nicht mehr selbst bewohnen kann. Ein gewerbsmäßiges Vermieterwesen gibt es im allgemeinen nicht. Jetzt wird das durch den schnellen und starken Zustrom zur Großstadt erforderlich. Es kommt dasselbe, was schon einmal im antiken Rom der Kaiserzeit eingetreten ist. Die Wohnung ist nicht mehr Heimat; sie wird Mietobjekt, sie wird Ware. Es kommt der Grundsatz: an Ware muß verdient werden, auch an der Ware Wohnung. Und die Ware Wohnung entsteht, vor allem in den Großstädten, in einer Masse, die vorher unvorstellbar erschien. Die Wohnung verliert in wenigen Jahrzehnten den letzten Rest von Eigenart und Lebensver-bundenheit. Gewiß bilden sich auch jetzt „Typen“ heraus, etwa der Grundriß mit dem „Berliner Zimmer“. Aber es sind nicht die Bewohner, die ihn ent-stehen lassen, die ihn wollen und schaffen. Im Gegenteil, es sind Spekulanten, die möglichst viel Wohnungen auf einem möglichst kleinen Grundstück „er-rechnen“. Diese Raumanordnung ist das Ergebnis einer volksfremden, kunst-fremden Ausklügelung. Hieraus kann niemals eine Kunst, ein Kunststil werden.

Damit es so weit kommen kann, muß mit den Menschen ein gewaltiger Wandel vor sich gegangen sein oder allmählich vor sich gehen. Es wird im Grunde ein Rätsel bleiben, wie in wenigen Jahrzehnten ein solcher Wandel möglich ist. Mit dem Dampf fängt es an. Es folgt die Elektrizität. Sie schaffen Verkehrsmittel, sie schaffen Maschinen. Die Maschinen ermöglichen die Großproduktion der Waren an *einer* Stelle. Die Verkehrsmittel ermöglichen die Zusammenballung der Menschen an *einer* Stelle. Nun gibt es an einer Stelle hundert Fabrikleiter gleicher Lage, tausend Angestellte gleicher Lage, hunderttausend Arbeiter gleicher Lage. So braucht man hundert, tausend, hunderttausend Wohnungen gleicher Art. Massenunterkunft, Wohnungsgroßproduktion, Schablone wer-den Trumpf; und andererseits: Massenverdienst, Grundstücksaußschlachtung, Ramschbauten. Der Mensch wird Masse, Maschine, Nummer. Schnell wie die Maschinen, schnell wie die Verkehrsmittel wird sein Leben. Er hastet von der Schlafstelle zur Arbeitsstelle; er hastet über Großstadtaspalt. Da wachsen Kinder heran, die kein Korn und kein Kalb, keinen Sturm und keinen Stern mehr kennen. Unter solchen Großstadtverhältnissen ist es gleichgültig, wo man wohnt; man zieht eben um; man wechselt ja auch seine Wäsche. Man denkt an Rainer Maria Rilke's Vers von der Großstadt:

„Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
In tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
Geängsteter denn eine Erstlingsherde;
Und draußen wacht und atmet Deine Erde,
Sie aber sind und wissen es nicht mehr.“

Und diese Entwicklung ist international, ist in allen Ländern fast die gleiche. Diese Entwicklung kommt eben nicht mehr aus den Menschen, aus dem Bestehenden und allmählich Aufgebauten. Sie kommt von außen, kommt von der Maschine her. Die Maschine aber ist überall mehr oder minder gleich. So geht auch dieser neue Weg über alle Länder, über alle Völker, über jedes Klima hinweg. Die Menschen verlieren viel von ihrer nationalen Eigentümlichkeit; besonders wenn sie daheim die Freiheit ihrer Eigenart mit dem Zwang der Maschine unverstanden verbinden. Man kann mit einem gewissen Widerspruch sagen: sie bewahren sie am besten im fremden Land. Nur aus der Verschmelzung mitgebrachter nationaler Grundzüge ist zum Beispiel die Werdung des amerikanischen Volkes möglich gewesen. – Es gibt Völker, die sich länger gegen die Wohnungsschablone wehren, die an ihren individuellen Wohngestaltungen länger festhalten. Aber allmählich kommen alle in die Haft der „Mietskasernen“. Die heutigen römischen Stockwerkshäuser sind denen anderer Länder durchaus ähnlich, übertreffen sie sogar noch an Massenhaftigkeit. Das gleiche gilt für die vielgeschossigen Wohnbauten in Oslo, Amsterdam oder Athen. Und doch muß nochmals betont werden: die Tatsache, daß nun überall und unter gleichen Voraussetzungen Mietskasernen entstehen, führt nicht zu einem baulich einheitlichen Stil.

Ein Baustil kann nur auf *einem* Boden, bei *einem* Volke, zumeist nur bei einem Stamm erwachsen, wie etwa der dorische Stil der Antike oder der toskanische Stil der Renaissance. Das schließt nicht aus, daß sich die gleiche geistige Bewegung anschließend auch in anderen Ländern der gleichen oder ähnlicher Bauformen bedient. Doch wandeln sich die Formen unter anderen Himmeln; man vergleiche etwa die deutsche Renaissance mit der italienischen. Die Bauart der Mietskaserne aber entspringt nicht einer geistigen Bewegung, sondern einer materiellen. Sie kommt an vielen Stellen zu gleicher Zeit aus denselben ort- und artfremden Gründen auf. So kann sie im besten Falle Schablone, niemals Stil werden. Freilich auch die Bauart der Mietskaserne zeigt den inneren Zusammenhang, das unlösbare Wechselspiel zwischen dem Menschen und seiner Behausung. Sie ist der Ausdruck jener Zeit, in der der Mensch stillos wird und sein Haus in diese Stilosigkeit hinabzieht.

Gewiß, es kommen bald Menschen, die das Übel erkennen und ihm steuern wollen. Zunächst erkennen die vom Geschick finanziell besser Gestellten, daß das Wohnen in einem noch so eleganten Groß-Mietshaus doch mancherlei Schatten-

seiten hat. Man strebt zur „Villa“; es entstehen rings um die Großstadt „Villenkolonien“. Aber wenn schon das Miethaus nicht zu einer Stilbildung führt, die Villengrundrisse sind vollends ein der Zeit entsprechendes Durcheinander. Ecken und Winkel, Vorsprünge und Rücksprünge, zu große Höhen und zu große Raumtiefen, zu große Wintergärten und zu kleine Sommerterrassen, Badezimmer ohne direktes Licht und Küchen im Keller, unbegehbar kleine Balkons und viel zu große Erker: das sind nur einige von den Wunderlichkeiten, an denen diese Villen leiden. Jeder Bauherr und jeder Architekt glaubt, eine Fülle neuer „Motive“ erfinden zu müssen. Man will „anders“ sein, auf jeden Fall. So entstehen die Villen um die Wende des 19. Jahrhunderts, die in ihrer Buntstreichigkeit und Kompliziertheit nichts Gleiches unter sich und nicht ihresgleichen in irgendeiner Zeit der Baugeschichte haben. Hinzu kommt – Welch ironische Unerfüllbarkeit – das krampfartige Suchen nach einem „Stil“. Dies Bemühen führt lediglich zu den Verzerrungen und Verrenkungen des sogenannten „Jugendstils“ und ähnlicher Torheiten. Man steht heute erstaunt vor der schrecklichen Wirrnis der Villen jener Zeit. Nichts ist zu spüren von der Wucht mittelalterlicher Bauten, von dem Prunk des Barock, von der Ruhe des „Biedermeier“. Die ganze Unausgeglichenheit jener Jahrzehnte spiegelt sich in diesen Vorstadtvillen. Man will etwas sein, weiß aber nicht recht was. Man will etwas leisten, weiß aber nicht recht wie. Die Wohnung wird zum Labyrinth einer eingebildeten Pracht. Eigentlich müssen alle diese Prachtbauten heute umgebaut werden, wenn sie auch nur einigermaßen normalen Wohnansprüchen genügen sollen; während doch die Wohnbauten früherer Jahrzehnte den heutigen Bedürfnissen noch für lange Zeit in etwa genügen. Und doch sind die Erbauer jener Villen oft die maßgebenden Leute Deutschlands, zum Beispiel Männer der Bismarckzeit. Sie sind doch gewiß nicht minderwertig, undeutsch, ziellos. Durchaus nicht; aber wie reimen sich diese Menschen und ihre Bauten zusammen? Es ist nicht leicht, sich gerade über diese Zeitverhältnisse ein gecktes Bild zu machen. Deutschland ist durch Bismarcks Tat geeinigt; die Tage von Sedan und Versailles werden gefeiert. Das geeinte Deutschland ist stark nach außen und erlebt im Innern einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Aber dieser Aufschwung übersteigert sich alsbald in sich. Es kommen die „Gründerjahre“ mit ihrer übertriebenen materiellen Einstellung. Der Drang zum Reichwerden wird zum Alleinprinzip, wird zum Fetisch. Und der Reichtum soll sich nicht etwa in stillem Wohlergehen auswirken; er muß sichtbar sein. Das wilhelminische Auftreten fördert diesen Zug noch besonders. Es wird viel und zielbewußt gearbeitet; nur aus der rastlosen Arbeit ist die Blüte der deutschen Industrie und des deutschen Handels jener Zeit zu erklären. Man arbeitet für sich, für seinen individuellen Wohlstand; der Gesamtheit dient man in Vereinen und Verbänden. So sind diese Menschen, und so sind ihre Wohnungen: fest, aus besten Werkstoffen, aufwendig, zur Außenschau und zum Zeigen be-

stimmt; dazu individualistisch bis zum äußersten. Diese Bauten, so typisch sie einzeln als Zeiterscheinungen sind, können niemals zu einem einheitlichen Typ werden.

Viel schneller als diese „besseren“ Bauten kommen die Werkssiedlungen oder ähnliche Bauvorhaben des damals anlaufenden Fürsorge-Wohnungsbaus aus diesem Wahn des Individualismus heraus. Auch bei den Kleinwohnungen war lange der krankhafte Gedanke maßgebend, als müßten die Häuschen kleine Villen sein, mit allerhand Ecken und Erkern, mit allerhand Zieraten und Zutaten. Auch bei den Kleinbauten ahmt man lange Stilformen vergangener Zeiten nach, etwa die Nürnberger Renaissance oder das schwäbische Barock. Aber schon vor dem ersten Weltkrieg greift man zu bescheideneren und aus der Aufgabe gegebenen Lösungen. Doch die Eigenart der Kleinwohnung als solche wird noch nicht erkannt. Es entstehen zwar Typen, aber Typen der Langweiligkeit und der Zweitrangigkeit. Der Begriff „Siedlung“ erhält gerade in dieser Zeit den Beigeschmack des Billigen und städtebaulich Zweitrangigen.

Erst nach dem ersten Weltkrieg beginnt Deutschland – und beginnen auch andere Länder – das große Ziel der Kleinwohnungen in ihrer innergesetzlichen Notwendigkeit, Sachlichkeit und städtebaulichen Zweckmäßigkeit richtig zu erkennen. Erst jetzt lernt man aus der Aufgabe heraus eine zweckentsprechende Gestaltung, eine bodenverbundene Bauweise und eine baustoffgerechte Konstruktion. Ausgangspunkt der Wohnungsgestaltung soll wieder der Mensch sein, seine äußere und innere Befriedigung. Bis dahin waren jahrzehntelang Spekulation oder in günstigen Fällen wohlwollende Fürsorge das leitende Motiv der Wohnungsbeschaffung gewesen. Die nach dem ersten Weltkrieg einsetzende Wohnungsfürsorge hat aber in rein menschlicher Hinsicht ihre Schattenseiten. Nur die wirkliche Eigensorge des Menschen wird die richtige Form und den richtigen Inhalt des Heims sichern. Fürsorge überspannt leicht ihre Forderungen und führt leicht zur Schablone. Immerhin wird in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen die öffentliche Mitwirkung im Kleinwohnungswesen Ausgangspunkt einer baulich einheitlichen Gestaltung. Der Begriff der Kleinwohnungen, sei es im Einzelhaus, im Doppelhaus oder im Reihenhaus, bildet sich heraus. Und diese Zeit erkennt auch, daß Klima, Landesgewohnheit, Beschäftigung der werktätigen Menschen äußerst verschieden sind und daß diese Verschiedenheit unbedingt in den Wohnformen ihren Ausdruck finden muß. Alles, was nur künstlich oder nur als Zierform erdacht, gewollt oder gar kommandiert ist, was umgekehrt nicht aus der natürlichen Lage und aus der Lebenshaltung der Menschen abgeleitet wird, stört die Harmonie.

Diese Entwicklung wird durch den zweiten Weltkrieg unterbrochen. Die furchtbaren Zerstörungen zahlreicher Städte und Ortschaften durch den Krieg erfordern in allerstärkstem Maße einen Aufbau, am dringendsten den Aufbau der nur beschädigten Wohnungen. Unter Not und Eile leidet die echte Weiterent-

wicklung unseres Wohnungswesens. Wir müssen in möglichst geringer Zeit etwa fünf Millionen Wohnungen wieder schaffen oder neu schaffen. Der papierene Streit der Meinungen tobt: Nur nicht das Alte wiederherstellen, sondern möglichst Neues schaffen. Die Grenze zwischen dem, was instand gesetzt werden kann oder nicht, wird äußerst verschieden beurteilt. Noch irren alle Formen und alle Ziele durcheinander. Es wird unendlich viel von Normierung und Typisierung gesprochen; aber praktisch nicht danach gehandelt. So notwendig auch eine Normung aller Einzelteile des Wohnungsbaus ist, so kritisch muß man der immer wieder propagierten Typisierung gegenüberstehen. Theoretiker des Wohnungsbaus, besonders soweit sie nicht Techniker sind, proklamieren, daß man sich auf zwei oder drei Wohnungstypen beschränken müsse; das würde nicht nur den Bau ungewöhnlich verbilligen, sondern auch eine einheitliche städtebauliche Gestaltung erleichtern. Auf der anderen Seite sagen die sachlich Bedenksamen, daß die Typisierung des Wohnungsbaus durchgeführt sein wird, wenn der Wiederaufbau Deutschlands beendet ist, das heißt also wohl in etwa 25–30 Jahren. Klima, Landschaft, Gewohnheiten, Beschäftigung, Baustoffe, Arbeitsart sind, wie schon dargelegt, so verschieden, daß man all diese Faktoren nur schwer auf wenige Typen konzentrieren kann. Vielleicht würde mit solcher Typisierung auch nicht viel erreicht. Die Baukosten *einer* Baustelle oder allenfalls innerhalb *einer* Stadt mögen sich durch Typen verbilligen. Aber man wird Betonbalken oder sonstige Bauteile schwererer Art nicht auf weitere Entfernung transportieren; man wird sie noch nicht einmal auf Vorrat herstellen, daß sie wie ein Verbrauchsgut auf Abruf bereitstehen. Der Betontechnik zum Beispiel ist es vollkommen gleichgültig, ob sie Balken von 4,30 Meter oder 4,40 Meter stampft. Und ähnlich ist es mit allen anderen Großbauteilen. Nur zur Vermeidung von Mißverständnissen sei nochmals betont, daß von diesen Darlegungen nicht die Normung der einzelnen Teile, wie Dachziegel, Dachfenster, Installationsartikel und so weiter und so weiter betroffen wird; diese sollen natürlich in weitestem Umfange genormt werden.

Aus der Fülle der Anschauungen und Anregungen über den Wohnungsbau scheinen sich einstweilen nur ganz wenige Begriffe herauszuschälen: Man erkennt, daß die Geschosse früher *zu hoch* angenommen sind; sie werden erheblich beschränkt. Geschoßmaße von 2,60 Meter etwa sind durchaus üblich und werden wohl beibehalten. Die Anordnung steiler Dächer verbietet sich zum Teil schon aus Holzmangel. Auch erkennt man immer deutlicher, daß der Einbau von Wohnungen in steile Dächer zwar im Augenblick ein wenig billiger sein mag als eine Vollgeschoßwohnung, daß aber die Unterhaltung solcher Dachwohnungen erheblich teurer wird auf die Dauer und daß damit die Anfangsverbilligung schnell aufgewogen wird. Ebenso scheint es klar zu sein, daß die Abmessungen der Fenster, besonders in ihren Höhen, übertrieben waren und daß nicht jeder Raum ein Glashaus zu sein braucht. Es macht sich sogar ein bestimmter Wider-

wille gegen dreiteilige oder mehrteilige Fenster bemerkbar, wobei wohl auch die Frage der Heizungskosten eine gewisse Rolle spielt. Ganz allgemein drückt sich in immer stärkerem Maße ein Streben nach einfachen, aus der Wohnform erzeugten Bauformen aus, die vielleicht in der Vermeidung jeder Einzelgestaltung, wie Erker, Giebel und dergleichen, und vielleicht auch in der Vermeidung jeder künstlerischen Zutat ein wenig *zu* weit geht. Aber das alles sind erst ganz bescheidene Anzeichen einer Richtung, die bisher trotz der beginnenden Fülle der Neubauten noch nicht zu einer bestimmten Form oder vollends zu einer einheitlichen Stilform führen. Die Unterordnung des Architekten unter einen Gemeinschaftswillen und unter einen Gesamtweg ist noch nicht erkennbar.

IV. AUSGESTALTUNG

Die Ausgestaltung der Wohnung weist am unmittelbarsten die Beziehungen zwischen dem Menschen und seinem Heim aus. Nach der Revolution des Jahres 1917 beziehen, wie schon oben erwähnt, die einfachsten Kreise der russischen Großstadtbevölkerung, vor allem in Moskau und Petersburg, die vornehmsten Wohnungen. Aber die Ausstattung dieser Quartiere paßt nicht zu den neuen „Mietern“. Möbel, Einbauten, Türen werden als Brennholz benutzt, bisweilen auch die Fenster. Die Wandstoffe und Gobelins werden zu Kleidern oder Wischtüchern verwendet. Mit den Badeeinrichtungen verstehen die meisten nicht umzugehen. Das Ergebnis ist, daß viele der Wohnungen in Jahresfrist völlig unbewohnbar werden. Die bauliche Gestaltung einer Wohnung muß zu den Menschen passen, die die Wohnung benutzen sollen, zu ihren Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten. Sie muß sich aber auch den örtlichen Verhältnissen anpassen. Hier haben Jahrtausende erwiesen, was praktisch ist für den Menschen unter bestimmten klimatischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen. Die dicken Mauern, die der Hitze wehren, oder die flachen Dachterrassen, die ein kühles Nachtlager sichern, sind notwendig für südländische Bauten. Dächer, die gegen Regen und Schneelast sichern, oder die niedrigen Fenster, die gegen Sturm schützen, sind notwendig für nordische Bauten. Umgekehrt sind Holztreppen und vor allem Holzfußböden ungeeignet für die Wohnungen heißer Zonen. Maßgebend hierfür ist nicht der Mangel an Holz, sondern die Forderungen der praktischen Benutzung. Bei dem oft großen Wassermangel ist der Feuerschutz wichtig. Der Fußboden muß ferner kühl sein. Vor allem aber darf er dem Ungeziefer jener warmen Gegenden keinen Unterschlupf bieten. Eine Wohnung in den Mittelmeerlandern mit einem fugenreichen Holzfußboden ist nicht auszudenken. Daß man auch dort ein engfugiges Parkett in Asphalt verlegen kann, ist sicher; doch ist das keine Massenausführung für den gesamten Wohnungsbau. – Aus den vorgenannten Gründen hat man auch von alters her

das Steingewölbe den Holzbalkendecken vorgezogen. Die moderne Betondecke konnte sich daher in den heißen Gegenden ungewöhnlich schnell Eingang verschaffen; sie muß dort als geradezu ideale Anordnung angesehen werden. — Auch Tapeten oder vollends Wandbespannstoffe sind aus den gleichen Gründen für derartig heiße Gebiete ungeeignet. Der Mensch fühlt gewissermaßen tastend, was ihm frommt oder nicht frommt. Und wenn heute manche Ausstattungen oder bauliche Anordnungen nordischer Herkunft auch in den tropischen Städten gebraucht werden, so ist damit ihre klimatische Berechtigung noch durchaus nicht erwiesen. Bei sorgsamer Pflege läßt sich in einzelnen Quartieren sehr wohl anwenden, was sonst für das Klima und die Menschen dieses Klimas nicht geeignet ist. Ähnliche Bedingtheiten ergeben sich für die Bauten an den Nordmeeren oder allgemein im nordischen Klima. Niedrige Außenmauern, weitgehende Verwendung von Holz, schützende Strohdächer sind dem Norden eigene Bauweisen.

Der Mensch muß für sein Heim diejenigen *Baustoffe* wählen, die seinen Bedürfnissen gesundheitlich, technisch und wirtschaftlich am besten entsprechen. Das sind vor allem die Baustoffe, die örtlich erhältlich, leicht verarbeitbar und hinreichend schutzgewährend sind. Der Mensch war ursprünglich eng mit der Natur verbunden; die Steine, die Erden, die Hölzer gehören zur Natur wie die Naturstoffe, aus denen man sich Nahrung und Kleidung schafft. Die Wohnungen wachsen wirklich aus der Natur heraus, sind zunächst Teile der Natur. Nur ganz allmählich löst man die Stoffe von der Natur: fällt man den Baum oder bricht man den Stein. *Nur ganz allmählich werden die Naturstoffe zu Baustoffen.* Man gibt ihnen eine gewollte, vollends eine künstlerische Form. Und die Erfahrungen mit den Baustoffen, die die örtliche Natur bietet, gehen ursprünglich alle von Menschen derselben Voraussetzungen und derselben Bedürfnisse aus. Alle Unterkünfte bestehen aus gleich primitiven Höhlen oder Hütten. Das Verwachsensein mit den örtlich brauchbaren Stoffen ist eine naturgebundene Selbstverständlichkeit. Man schlägt eine Vertiefung in den Fels und benutzt den anfallenden Stein zu einer vorgebauten Schutzwehr. Man gräbt ein Loch in den lehmigen Grund und verwendet den anfallenden Boden zu einer ringförmigen Erhöhung. Man rodet ein Stück Wald und benutzt das anfallende Holz zu einem Schutzdach. Allmählich verbindet man die Verwendung der örtlichen Steine, Erden und Hölzer. Man schafft ein Bauwerk; es ergeben sich Bauformen. Jahrtausende werden vergangen sein, ehe hierbei ein Transport der Baustoffe in Betracht kommt, ehe der Begriff örtlicher und nicht örtlicher Baustoffe überhaupt einen Sinn erhält. Und dann sind es zunächst auch nur ganz hochwertige Baustoffe, etwa besondere Hölzer oder prächtiger Marmor. Diese werden aber nicht für Wohnungsbauten, sondern allenfalls für Tempel, später für Paläste verwendet.

Auch die Bearbeitung der örtlichen Baustoffe entwickelt sich mit der Ent-

wicklung der Menschen und ihrer Werkzeuge. Die hochwertige Kunst des Brennens von Ziegeln und Keramiken in den Bauweisen um das östliche Mittelmeer, vollends die meisterhafte Bearbeitung des Marmors in den griechischen Bauten müssen wir uns als das Ende einer uralten Handwerksentwicklung vorstellen, von deren Anfängen und deren Dauer wir uns nur mühsam eine richtige Vorstellung machen können. Die Bearbeitung der antiken Marmorplastiken zeigt eine Höhe des handwerklichen Könnens und der handwerklichen Geräte, die im Grunde heute noch nicht wieder erreicht ist. Das alles hat sich örtlich ausgebildet und wandert eigentlich nur, wenn ganze Stämme mit all ihrem Wissen und Können auf Wanderung gehen, etwa von Griechenland nach Kleinasien oder von Rom nach Nordafrika.

Wesentlich anders liegen auch im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit die Verhältnisse nicht. All die Sorgen, die wir heute mit der Wahl richtiger Baustoffe haben, sind jenen Zeiten fast fremd. Sie sind erst eine Folge des Verkehrs! Erst der Verkehr ermöglicht es, er verführt aber auch dazu, unrichtige Baustoffe an ferne und fremde Stellen zu bringen. Hierin liegen Gefahren für den Bestand der Wohnungen, für die Gesundheit der Bewohner, für die Einpassung der Bauten in das Landschaftsbild.

Der Mensch von heute kann sich gar nicht genug tun in der Verwendung immer neuer Baustoffe. Sein Haus ist vielfach rein baustoffmäßig und konstruktiv ein recht unnatürliches, künstliches Gebilde geworden. Die Baustofflehre hat sich zu einer Wissenschaft schwierigster Art herausgebildet. Schon längst hat der einzelne Bewohner nicht die geringste Fühlung mehr zu den Wänden und Decken, die sein Haus bilden. Selbst die Bauleute müssen sich oft erst Rat bei den Baustoffspezialisten holen. Wir sind nicht mehr vertraut mit den Stoffen der Natur; wir wissen nicht mehr, welcher Stein, welcher Sand, welches Holz unserem Bau frommt. Und denkt man gar erst an die Fülle von „Ersatzbaustoffen“ aller Art, an Kunststeine, Bauplatten, Steinholzböden und dergleichen, dann kann man ahnen, wie fremd uns die Substanz unseres Hauses geworden ist. Und auch das rechnerisch Konstruktive ist so kompliziert, so substanziell, daß von einer inneren Verbundenheit keine Rede sein kann.

Nach dem Zweiten Weltkrieg werden die Bezeichnungen „neue Bauarten“ und „neue Baustoffe“ fast zu Schlagworten. Hunderte von Vorschlägen laufen bei den Behörden ein mit der Bitte um Zustimmung. Sie alle sollen geprüft werden auf ihre Brauchbarkeit und auf ihre Standsicherheit. Die Frage, ob diese neuen Bauweisen wirklich billiger und mithin wirtschaftlich verantwortlich sind, ist dann Sache der Praxis. Die Vorschläge allein für den Ersatz der Ziegelbauweise für die Mauern unserer Wohnhäuser sind kaum noch übersehbar. Wir haben in Deutschland auch, abgesehen von gebrannten Ziegelsteinen, eine Fülle von Baustoffen der Gruppe „Steine und Erden“, die sehr wohl neben der altüberlieferten Ziegelbauweise für die Herstellung von Außenwänden in Betracht

kommen können. Da sind gepreßte Steine aus natürlichen oder künstlichen Leichtbaustoffen, Großblocksteine desselben Materials, Schüttbauweise aus Trümmerbaustoffen oder anderen porösen Naturbaustoffen und letzten Endes die große Gruppe des Leichtbetons, der mit Hilfe von Aluminiumpulver, Gas oder sonstigen chemischen Einwirkungen erzeugt wird. Ob und welche dieser vorgenannten neuen Baustoffe sich auf die Dauer halten werden, ist schwer zu übersehen; bestimmt wohl, soweit man das annehmen kann, die Schüttbauweisen und die Leichtbetonbauweisen.

Bei dieser Fülle von Möglichkeiten aus der Gruppe „Steine und Erden“ werden sich Bauarten mit anderen Baustoffen oder vollends kompliziertere neue Bauarten auf die Dauer kaum halten. Es erscheint fast abwegig, zum Ersatz von Ziegelbauweise etwa Holz anzubieten. Holz ist bei uns ein Engpaßbaustoff; und wir müssen zufrieden sein, wenn wir Holz für Fenster, Fußböden und einfache Dächer verwenden können. Aber Holz als neuen Baustoff für die Wandherstellung einzuführen, erscheint, allgemein gesehen, auch klimatisch und unterhaltungsmäßig nicht tunlich, abgesehen von einzelnen waldunmittelbaren Gegenenden. Der Export von deutschen Holzhäusern ist eine wirtschaftliche Devisenfrage und steht hier nicht zur Erörterung. – Für Innenwände können wohl Leichtbauplatten unter Verwendung von Holzfasern in Betracht kommen, aber auch hier mit einer gewissen Begrenzung. Es hat keinen Zweck, frisches brauchbares Holz zu zerfasern und daraus Leichtbauplatten herzustellen. Dann sind Platten aus Gips oder ähnlichen Leichtbaustoffen richtiger.

Aber auch alle sonstigen komplizierten Kombinationsvorschläge wie Eisen-skelette mit beiderseitigen Platten, Holzrahmen mit Maschendraht und aufgetragenem Gips oder ähnlichem Material, großformatige Steine oder Platten, die mit Eisen verankert oder an Eisengerüsten befestigt werden, und wie die fast uferlosen Vorschläge alle aussehen mögen, erscheinen auf die Dauer für Wohnbauten nicht gerechtfertigt und wirtschaftlich nur ausnahmsweise verantwortlich. Schon beginnt die Flut neuer Vorschläge stark abzuflauen, und selbst Mustersiedlungen, die noch vor kurzer Frist in den verschiedenen neuen Bauweisen errichtet wurden, erscheinen uns heute bereits als Vergangenheit.

Fremd wie die Substanz unseres Hauses sind uns auch die mannigfachen *Hilfsausstattungen* geworden, die an die Stelle der früher natürlichen Grundlagen getreten sind. Die *Wasserstelle* nahe dem Hause war früher eine Bedingung für einen Siedlungsplatz. Gerade in den heißen Gebieten um das Mittelmeer hängt vom Wasser alles ab. Man denke an die greifbar schönen Schilderungen der Bibel vom abendlichen Herbeiholen des Wassers von der nahen Wasserstelle. Dann – Jahrtausende gehen darüber hin – lernt man die Kunst des Brunnenbauens und legt durch Graben und Bohren Wasserstellen an. Und wieder um vieles später leitet man das Wasser von den Bergen zu den menschlichen Siedlungen in der Ebene. Wir denken an die gewaltigen Anlagen der

Römer, nicht nur in Rom selbst, sondern in all ihren Kolonialgebieten. Es entstehen öffentliche Brunnen, vielfach mit kostlicher Pracht ausgestattet. Die Wasserkünste in den römischen Palastgärten sind von besonderem Reichtum. Aber in die Wohnungen hinein wird das Wasser nicht geleitet. Der Gang zur Wasserstelle oder zum Brunnen bleibt in der Tageseinteilung der Menschen bedeutsam. Die schönsten Bilder und Reliefs, die herrlichsten Verse und Lieder, die feinsten Sagen und Märchen: alle behandeln das Wasserschöpfen. Das war seit Urzeiten so, durchzieht die gesamte Antike und bleibt mit kaum wesentlichen Abwandlungen auch im Mittelalter das gleiche. Die Orte sind in Brunnenbezirke eingeteilt; dort trifft man sich, dort wäscht man, dort plaudert man zur Abendstunde. Leben und Lieben, Arbeiten und Ausruhen, Freundschaft und Feindschaft: das alles spielt sich irgendwie am Brunnen ab. Um den Dorfbrunnen und den Dorfteich gruppirt sich das ganze Leben: dort holt man Wasser zum Haushalt, dort wird das Vieh getränkt, dort ist Hilfe in Feuersnot. Erst spät und sehr allmählich schafft man sich durch gebohrte Brunnen Wasser im eigenen Hof. Vorab nur die größeren Anwesen. Dann entsteht im Hofraum im kleinen, was draußen auf dem Platz gemeinsame Einrichtung war.

Und welche Bedeutung hat das *fließende* Wasser für die verschiedenen Gewerbe der Siedlung. Ganze Städte oder Stadtteile verdanken einem geeigneten Fluß, oft nur einem bescheidenen Bach, ihre gewerbliche Entwicklung. Der Tuchwalker und der Färber, der Böttcher und der Brauer brauchen geeignetes Wasser. Davon allein hängt die Lage ihres Stadtgebiets ab. Heute erinnern vielfach nur noch die alten Orts- oder Straßennamen an diese Entwicklung, wie Böttcherteich oder Färbergraben. Solange Wohnen und Werken örtlich verbunden sind, ist auch für das Wohnen die Wasserfrage des Gewerbes das Entscheidende. Das Vorhandensein von hinreichendem und gutem Wasser ist für Mensch, Vieh und Betrieb ausschlaggebend. Heute kann man das nur noch bedingt sagen. Die eisernen Rohrleitungen führen das Wasser auf weite Strecken heran, machen den Menschen in stärkerem Maße unabhängig vom örtlichen Wasser. Zudem sind die Gewerbebetriebe zumeist getrennt von den Wohnsiedlungen, und deren Wasserbedarf kann gesondert geregelt werden.

Andererseits haben die Rohrleitungen zu einer weiten Verzweigung des Wassers innerhalb der Wohnungen geführt. In den Küchen, den Badestuben, oft auch in den Schlafzimmern der heutigen Wohnungen gibt es fließendes Wasser, nicht selten sogar kaltes und warmes Wasser. Der Bewohner ist ärgerlich, wenn das warme Wasser nicht auf richtiger Temperatur ist oder das kalte Wasser nicht richtig kühlt. Wie viele Leute in den Gaststätten Venedigs lassen trotz aller aufklärenden Hinweise das „kalte“ Wasser eine geraume Zeit laufen in der Hoffnung, es möchte doch vielleicht kälter werden; sie ahnen nicht, daß das Wasser den heißen Weg vom Festland her längs Damm und Brücke zugeführt wird. – Das Wasser im heutigen Wohnhaus ist zu einer schwierigen An-

lage geworden, selbst wenn nicht allzuviiele Anschlüsse eingebaut werden. Wir betrachten kühles und einwandfreies Trinkwasser in der Wohnung als selbstverständlich; woher das Wasser kommt, interessiert uns kaum. Es kommt eben aus der Leitung! – Wie das Wasser in die Leitung kommt, welche Maßnahmen zur Gewinnung, Klärung, Heranführung, erforderlich sind, ist für die meisten Bewohner wesenlos.

In früheren Zeiten ist der Mensch eng mit dem Wasser seiner Siedlung verbunden. Er weiß, welche Not und Gefahr ein Tag ohne Wasser bedeutet; er weiß, daß das Leben vom Wasser abhängt. Man kann eigentlich nicht sagen: er „weiß“ es; das würde ein Nachdenken bedeuten. Nein, das Wasser gehört zum Leben, man ist mit dem Wasser verbunden. Man holt es in der Natur, wie man die Früchte aus der Natur holt, man hat noch das selbstverständliche Empfinden, daß Wasser ein Element ist, ein Lebenselement. Hat man das heute noch, wenn man die Wasserleitung aufdreht? – Falls heute die Wasserleitung für kurze Frist versagt, dann schilt die Hausfrau auf den Hauswirt, das Wasserwerk, die Stadtverwaltung. Aber sie kann sich nicht helfen. Sie kann nicht mehr dem Wasser und seinen Quellen nachgehen. – Und das Streben geht dahin, möglichst viele Menschen, möglichst viele Orte von der natürlichen Wasserversorgung auf die künstliche Leitungsversorgung umzustellen. Gesundheitsrücksichten, ausgiebige Versorgung, Feuerschutz sind die Gründe. Ein Dorf ohne Wasserleitung beginnt eine Seltenheit zu werden.

Es ist nicht nur das Wasserholen unmittelbar aus der kühlen Erde oder die gemeinschaftliche Plauderstunde am Dorfbrunnen, die wir verloren haben; es ist weit, weit mehr. Die Steine und Erden, aus denen unsere Wohnungen gebaut werden, sind uns fremd geworden, das Wasser, das wir für unser Leben brauchen, ist uns fremd geworden. Uns bleibt einstweilen noch das Vertrautsein mit der Luft, soweit nicht auch diese uns durch künstliche Lüftungsanlagen zugeführt wird oder durch – – Gasmasken!! – Wir haben die innere Beziehung zum Wasser als dem Spender alles Lebenden verloren, jene ständige Verbundenheit mit dem Wasser im Laufe unserer Arbeit und unseres ganzen Lebens.

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd – –.“

Wir bewundern diese herrlichen Verse Goethes; aber sie kommen nicht mehr aus unserer täglichen Gewöhnung. Sie haben für uns nur noch geistige Beziehung, sind kein praktisches Erleben mehr. Bei praktischem Erleben des

Wassers denkt unsere Jugend an den Wassersport. Für sie ist es etwas Ungewöhnliches, wenn auf einer Wanderung einmal die Morgenwäsche am Bach stattfindet; die unmittelbare Berührung mit dem natürlichen Wasser. So stark beeinflußt die Wohnungskultur den Menschen. Bringt diese Wohnungskultur auch Ersatz für den Verlust an innerer Kultur? – Es wird gewiß niemand fordern, daß wir die Wasserleitungen oder ähnliche Einrichtungen aus mehr seelischen Gründen abschaffen. Aber man muß sich neben den äußeren Vorteilen all dieser Anlagen doch über den Einfluß auf unsere innere Lebenshaltung klar sein. Leben ist Kultur, oder sollte es wenigstens sein. Müssen wir uns nicht bei all den Verlusten neue kulturbildende Momente schaffen? –

Wenn das Wasser und sein Gebrauch an die Tiefen menschlichen Seins und Ergehens röhren, so ist doch auch der Einfluß mehr prosaischer Einrichtungen recht groß. *Abwasser!* – Wir drücken auf einen Knopf, und das uns unsympathische Abwasser verschwindet. Wir sind so sauber, so erhaben über den Kehricht des Alltags. Die Dungstätte ist etwas besonders Wertvolles für den Hof; mit Sorgfalt wird die kleinste Menge dieses unentbehrlichen Stoffes zusammengebracht. Auf kargem Acker ist es der Früchtebringer, der Helfer zum Leben. Im Kreislauf der Dinge ist die Verwertung des Düngers eine Frage von größter Bedeutung. Immer neue Maßnahmen werden zur restlosen und richtigen Erfassung dieses Wertstoffes ersonnen. Künstlicher Dünger kann zumeist die humusbildende, fruchtsteigernde Wirkung des natürlichen Düngers nicht ersetzen; hinzu kommt der hohe Kostenaufwand für künstlichen Dünger. Wer beobachtet, mit welcher Sorgfalt – man kann fast sagen: mit welcher Liebe – der Eifelbauer seine geringen Mengen Mist auf dem mageren Boden verteilt, der weiß, um was es sich hier handelt. Er hat kaum Mittel, sich Kunstdünger zu kaufen; der auf dem Hof anfallende Dung ist ein wesentlicher Teil seiner Betriebsmittel. Dung gehört in den Kreislauf der Dinge hinein, war Wert, wurde Unwert, und wird wieder Wert. Wenn man je begreiflich machen will, wie eng der Bauer mit der Erde und ihrem ewigen Wechselgang verbunden ist, im Gegensatz zu anderen Berufen, dann kann man das an der Wertung und Verwertung des Düngers recht eindringlich klarmachen.

Diese Bewertung gilt allgemein, solange jeder Haushalt eine, wenn auch beschränkte Viehhaltung hat. Noch in der mittelalterlichen Stadt gehört die Dungstätte vor dem Hause zu den selbstverständlichen Einrichtungen. Ihrer Behandlung und Reinhaltung gilt ein gut Teil der städtischen Verordnungen. Allmählich hört in mehr gewerblichen Hauswesen die Viehhaltung auf; die Bestellung eigener Ackergrundstücke bleibt zumeist erheblich länger. Dann muß man sich den kostbaren Dungstoff beschaffen. Man entfernt sich bereits vom natürlichen Kreislauf der Dinge. Bald verpachtet oder verkauft man auch die restlichen Äcker; man hat nur sein Gewerbe. Aber allgemein wird diese Trennung erst spät durchgeführt, vielfach erst am Beginn des 19. Jahrhunderts.

In den Kreislauf von Unwert und Wert müssen sich auch die häuslichen Abwässer einschalten. Beim Anwachsen der Großstädte bleibt man zunächst bei der landwirtschaftlichen Verwendung dieser wertvollen Stoffe. Man legt Rieselfelder an, die zum Beispiel in der Umgebung von Berlin zu einem ansehnlichen Güterbetrieb werden. Ob sie wirklich ertragreich sind, ist hierbei nicht die primäre Frage. Wesentlich ist die Auffassung, aus der heraus es undenkbar erscheint, diese für die Landwirtschaft wertvollen Produkte nicht zweckentsprechend zu verwerten. Es muß als ein Zeichen der Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gewertet werden, daß man unter Vernachlässigung der überlieferten Auffassung immer mehr zu einer „hygienischen Beseitigung“ der Abwässer übergeht. Der Geist der Hygiene – vorsorgende Vorsicht anstatt naturgemäße Erdverbundenheit – bemächtigt sich der Dinge entsprechend der allgemeinen Einstellung. Jetzt kommt es nur noch darauf an, die „übeln“ Abwässer technisch korrekt und chemisch rein zu klären. Später lernt man, dabei Gase für Industrie und Treibzwecke zu gewinnen. Die Abwässer sind wieder in den Kreislauf eingeschaltet, aber nicht mehr in den natürlich-landwirtschaftlichen, sondern den künstlich-industriellen. – Erst die Siedlung der letzten Jahre führt wieder mehr zu der Überlegung, ob und wie man die Abwässer gärtnerisch und landwirtschaftlich verwenden kann. Aber nicht mehr der einzelne Mensch baut sich heute sein Anwesen, sondern der Architekt, der Bauunternehmer, die Siedlungsgesellschaft, die Stadt. Die sind für Korrektheit und Sauberkeit, möchten die bösen Schmutzwässer so unauffällig wie möglich verschwinden lassen. Ein Misthaufen oder eine Dunggrube passen schlecht in ihren Siedlungsplan. Es beginnt der Kampf zwischen Natur und Reißbrett. Es wird bisweilen zu einem richtigen Kampf, daß der Kleinsiedler seine Abfallstoffe im Garten behalten darf. Manchen Stellen wäre eine ordentliche Kanalisation weit lieber. Da entstehen lange Verhandlungen über die Größe des einzelnen Anwesens und die Zahl der Anwesen auf einer Fläche. Natur und Bürokratie streiten. Eine Siedlung soll doch vollkommen sein, soll „modern“ sein. Elektrisches Licht, Wasserleitung, Kanalisation gehören dazu.

Vor allem *elektrisches Licht!* Man schaltet ein, und 25 Kerzen, 40 Kerzen oder mehr erstrahlen. Aber dies Licht hat nichts Intimes, röhrt nicht an unser Inneres. –

„Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadttor schließt sich knarrend.“ –

Von dieser Poesie ist nichts geblieben. Wir haben vergessen, welche Bedeutung für den Lauf des Lebens das Tageslicht hat, und welchen Zwang das künstliche Licht mit sich bringt, wenn auch bisweilen einen recht intimen. Zu welcher Unnatur wir aber nicht selten kommen, erkennt man recht klar aus den vielen

Stellen, an denen ohne Zwang nur bei künstlichem Licht gearbeitet werden kann. Wie viele Fahrkartenschalter, Pförtnerräume und dergleichen gibt es, in denen wir das allscheinende Tageslicht fein säuberlich abmauern, um es durch eine elektrische Lampe zu ersetzen. Die Welt ist so groß, und die Sonne ist so schön, daß man sich verzweifelt fragt: ist das nötig? In den unteren Geschossen der meisten amerikanischen Hochhäuser kann man ohne künstliche Beleuchtung kaum zu irgendeiner Tagesstunde arbeiten. Und das ist der Triumph des neuesten Fortschritts! —

Es ist Herbstabend. Der Landmann hat bis zum Dunkelwerden gearbeitet, zuletzt auf der Hofstatt. Nun kommt er herein. Auf dem großen Tisch in der Stubenecke brennt die Öllampe. Nach der gemeinsamen Abendmahlzeit spült die Bäuerin das Geschirr, der Bauer sitzt ausruhend auf der Eckbank. Das ist das gleiche Bild durch Jahrhunderte oder Jahrtausende. Allenfalls, daß man in späteren Zeiten etwas zum Lesen hervorlangt, einen Jahresboten, einen Almanach. Aber lange währt das nicht; das Licht reicht zum ohnehin beschwerlichen Lesen nicht recht aus. Auch steht man beim ersten Sonnenstrahl auf; die Nacht ist kurz, man braucht sie zum Ruhen. Da ist der Bedarf an Licht nicht groß. — Schwieriger ist es schon für die gelehrten Berufe oder die Kaufleute. Luther hat manche Nächte bei seiner Kerze gesessen, um den Deutschen die Bibelübersetzung zu geben. Bei seiner Kerze. Das heißt also in das nüchterne Technische unserer Tage übersetzt: bei *einer* Kerzenstärke. Und die Menschen unserer Tage klagen, wenn sie bei einer 25-kerzigen Lampe arbeiten sollen. In vielen neuzeitlichen Büros ist eine Lichtfülle, die die Intensität des Tageslichtes übertrifft.

Die Art und *Gestaltung des künstlichen Lichts* ist zu allen Zeiten ein besonders kennzeichnendes Merkmal für das Können und Empfinden einer Zeit. Zunächst ist das Herdfeuer nicht nur Wärmequelle, sondern auch Lichtspender. Es folgt der Kienspan, der in Öl oder Wachs getaucht wird. Allmählich lernt man, die Lichtmenge zu steigern. Gewaltige lodernde Lichtschalen brennen auf den Foren des alten Rom, während daheim ein lichttechnisch bescheidener Ölständner für die Beleuchtung sorgt. Das entspricht der Art jener Menschen, die die große Geste des öffentlichen Auftretens lieben, daheim aber zurückhaltend sind. Und welchen künstlerischen Wert man im großen wie im kleinen den Trägern künstlicher Beleuchtung beilegt, dafür haben wir aus der Antike eine Fülle wunderlicher Beispiele. Die Dreifüße und Feuerschalen, die auf den öffentlichen Plätzen, im Zirkus, in den Palästen brennen, werden in immer neuen Gestaltungen und Abwandlungen ausgeführt. Und mit welcher Liebe werden die Öllampen behandelt: Knaben, die kleine Schalen über dem Haupt halten; Tauben, die winzige Ölgefäß im Schnabel tragen; Fackelträger, deren Fackeln das Öl aufnehmen. Eine bewundernswerte Fülle von Gedanken verkörpert sich in diesem Hausgerät. Die ganze Feinheit der antiken Kultur zeigt sich in der Ausbildung

der Lichtträger. Es ist eine Kultur, die das ganze Leben wirklich erfaßt, die den Alltag des Lebens durchflutet. Auch die Kultur des Mittelalters steht gewiß hoch. Aber es ist nicht ein alles durchdringendes Streben; es sind nur Teile vollendungen. Die Kraft und die Grazie gotischer Dome ist unübertroffen; der Reiz zarter Madonnenbilder ist einzigartig; die Gestaltung mancher Patrizierhäuser ist hervorragend. Aber das tägliche Leben ist vielfach rauh, nicht gleichmäßig durchdrungen von dem Streben nach erhöhter Kultur. So ist das Lichtgerät oft derb, allenfalls für den Kirchengebrauch auf die Stufe verfeinerter Gestaltung gehoben. Aber auch die Formgebung etwa eines Kirchenleuchters mutet uns vielfach herb an gegenüber der antiken Form oder dem zarten Reiz einer Rokokolampe. Bei dem vollendeten Können plastischer Gestaltung – man denke nur an das Nürnberger Sakramentshäuschen oder an die Figuren im Naumburger Dom – kann man unterstellen, daß das Mittelalter auch seine Leuchten so vollendet hätte gestalten können. Aber man legt seine Seele nicht in das notwendige Gebrauchsgerät, so handwerklich richtig man es gestaltet. Anders die folgende Epoche. Wie leicht, weich und anschmiegender ist ein Meißener Porzellanleuchter der späteren Zeit: Puttigestalten in graziösem Schwung schweben an leichtem Rankenwerk und halten die Kerze oder den Ölbehälter. Kann es einen bezeichnenderen Ausdruck geben für die Menschen dieser Zeit, die bei weichem Kerzenschein, in farbig-freudiger Kleidung, im Schwingen des leichten Menuetts sich recht Mensch fühlen. Aber dann kommt von Frankreich die Revolution, kommt der Ernst. Und nach ihm entwickelt sich die Zeit schlichter, einfacher Menschen. Und so ist auch ihr Hausgerät, sind ihre Leuchten: bieder, einfach, aber von feinsten, abgewogenen Formen. Die gußeisernen Leuchter und Lampen etwa der 1794 gegründeten Staatlichen Gießerei in Gleiwick sind von einer klaren Schlichtheit und materialgerechten Durchbildung. Und das gleiche trifft für viele gußeiserne Arbeiten jener Zeit zu. Was dann in den Jahrzehnten des allgemeinen Zerfalls, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an „Beleuchtungskörpern“ massenhaft produziert wird, jener in Eisen, Bronze, Messing geprägte und gestanzte „Kitsch“, ist ein betrübliches Zeichen der Menschen jener Zeit.

Während die Nutzbarmachung des Erdöls auf allen Gebieten der Maschinen und des Verkehrs zu den gewaltigsten Umwälzungen führt, versteht man es nur selten, dem raffinierten Erdöl, dem Petroleum, als Lichtquelle eine angemessene Form zu geben. Die kurze Epoche der Gasbeleuchtung bringt es vollends nicht zu irgendwie anständigen Formen. Das Beste sind noch die Anleihen bei den Vorfahren, die Umarbeitung alter Öllampen für Gasbrenner. Aus dem Wesen der Gasflamme selbst aber eine künstlerisch-praktische Form zu entwickeln, gelingt nicht. Dabei ist zuzugeben, daß die Verschiedenartigkeit der metallenen Rohre, der empfindsamen Brenner, der gläsernen Zylinder und der abschützenden Schirme wirklich nur schwer zu einer harmonischen Einheit zu bringen ist.

Man sucht durch Ornamente und Zutaten die nicht gefundene Selbstform zu ersetzen. Es ist sicher, daß das Konstruktiv-Notwendige noch nicht das künstlerisch Befriedigende ist. Das ist ein Irrtum der letzten Jahrzehnte auf allen Gebieten der schaffenden Gestaltung, der uns über unser künstlerisches Unvermögen hinwegtäuschen möchte, der uns die errechnete Konstruktion als Kunstform aufschwätzen will. Aber das Verdecken einer nicht ausgereiften Konstruktion durch wesensfremden Zierat ist erst recht keine Kunstform. – Jetzt ist die elektrische Beleuchtung auf dem Suchen nach wesenseigenen Formen; und da sind in letzter Zeit recht beachtliche Ergebnisse festzustellen. Knapp, klar und werkbetont sind viele der neuen Leuchten, richtiger Ausdruck des weithin verteilten, schwebend leichten und doch örtlich wirkungsvollen elektrischen Lichtes. Und die neue Art des verteilten Neonlichtes in leichten Glasröhren geht von vornherein Wege selbststeigner Gestaltung. Es kann durchaus sein, daß der Mensch von heute innerlich mit dieser Lichtart in Übereinstimmung kommt, daß die Formen der elektrischen Leuchten Ausdruck unserer Zeit werden. Bei der Formung dieser neuzeitlichen Erfordernisse kann viel leichter der Ausgangspunkt eines zeiteigenen Gestaltens, eines Stils, liegen, als bei den Bauformen, da es sich bei diesen zumeist nicht um einen grundsätzlich neuen Inhalt und nicht um grundsätzlich neue Forderungen handelt.

Die Elektrizität ist die Kraft, auf der auch abgesehen vom Licht die meisten neuen *Hausgeräte* beruhen. Angefangen vom Radio oder Brotröster bis zur Waschmaschine oder Kühleinrichtung ist es der elektrische Strom, der zu immer neuen Geräten und damit zu immer neuen Formen führt. Die Sonderausstattungen unserer Wohnungen mit ihren Klein- und Kleinstmaschinen veranschaulichen so recht den komplizierten Menschen unserer Tage. Wir sind doch unglücklich, wenn wir das Telefon nicht auf dem Schreibtisch, am Bett, im Flur haben. Bisweilen darf eine Fernsprechverbindung vom Eßzimmer zur Küche nicht fehlen! Und elektrische Klingeln von den Zimmern zur Küche gehören dazu. Und dann das Radio und bald der Fernsehapparat! Der „My house is my castle“ ist für den Unruhemenschen unserer Zeit allenfalls noch passiv richtig; aber aktiv möchte er gern in jedem Augenblick mitten im Weltgeschehen stehen. Ganz ohne die deutschen oder ausländischen Sender geht der Tageslauf nicht ab. Die Hilfsausstattungen unserer Wohnungen werden von Jahr zu Jahr mannigfacher und verwickelter; – und wir mit ihnen! –

Andererseits ist eine gewisse Rückkehr zu uralten Anordnungen zu vermerken, nämlich ein zunehmender *Einbau fester Einrichtungsgegenstände* aller Art. Ursprünglich ist alles fest im Hause eingebaut; der Begriff „Möbel“ – man vergesse nicht, daß das Wort vom lateinischen mobile = beweglich stammt – hat sich erst im Laufe langer Zeiten gebildet. Je beweglicher und freizügiger der Mensch wird, um so notwendiger wird auch die Beweglichkeit, das „mobile“ seiner Wohnungseinrichtung. Und viele Tausende moderner Menschen sind mit

Sack und Pack, mit Hab und Gut ein rechtes „perpetuum mobile“, ein ewig Wanderndes. Nebenbei: es liegt etwas Bedenkliches darin, wenn die Rechtsauffassung den Boden als Gegensatz der beweglichen Habe, als „Immobilie“ bezeichnet, mit der man handeln kann wie mit einer beliebigen Ware.

Die Antike kennt den Begriff des wandernden und käuflichen *Möbels* in unserem Sinne nicht. Abgesehen von den fest eingebauten Gebrauchsdingen wie Herd, Bank, Tisch und dergleichen gibt es nur Kleingegenstände wie Lampen, Küchengerät, ferner Polster, Decken und ähnliches. Zum Aufbewahren der mannigfachen Dinge des täglichen Lebens gebrauchte man Truhen und Kästen. Truhen und Kästen bilden auch vielfach noch im Mittelalter die einzigen beweglichen Einrichtungsgegenstände. „Kasten“ ist noch heute in den ländlichen Gebirgsgegenden Süddeutschlands die Bezeichnung für den Schrank jeder Art. Der wesentliche Teil der Einrichtung ist auch im Mittelalter fest eingebaut. Man denke an Bettladen in den Bauernhäusern, an Eckbänke, Wandschränke und so weiter.

Erst dem 19. Jahrhundert ist es vorbehalten, das Haus auf die vier Wände zu beschränken und die gesamte Einrichtung beweglich zu machen. In einzelnen Teilen Deutschlands kommt es nun so weit, daß man auch das Festeste und Heiligste im Heim, die *Herdstelle*, mit sich auf die Wanderschaft nimmt. Damit ist auch kein Rest mehr geblieben von der uralten Auffassung der mit dem Boden verwachsenen, heimlich-heiligen Feuerstätte. – Um so beachtlicher ist es, daß diese übertriebene Beweglichkeit jetzt ihren Höhepunkt überschritten zu haben scheint, und der Einbau fester Einrichtungen wieder mehr Platz greift. Anlaß hierzu bietet die zunehmende Zahl von Einfamilienhäusern, von denen ein Teil Eigenheime sind. Doch liegen die Gründe wohl letzten Endes tiefer. Es ist eine Reaktion auf die allzu starke Lösung vom Boden, auf das allzu Nomadenhafte, was den Menschen der letzten Jahrzehnte anhaftete. Der Deutsche hat in weit stärkerem Maße als andere Völker ein Traditionssinn, ein Bedürfnis zum Festhalten am Überlieferten. Kann er das durch Verbundenbleiben mit dem Boden nicht mehr befriedigen, so hängt er sein Herz wenigstens an mannigfachen Väterhausrat. Er sucht die fremdste Mietwohnung wenigstens durch diese Tradition der Einrichtungsgegenstände etwas heimisch vertraut zu machen. Aber er weiß wohl, daß das nur ein bescheidener Ersatz ist; gerade das Extrem des Beweglichen erzeugt wieder das Streben nach dem wirklich eigenen Heim, nach dem eigenen Haus, das er mit dem Hausrat nach seinem Wesen gestalten kann.

Vielfach aber ist die Bevölkerung nicht der Ansicht, daß die fest eingebauten Möbel ihrem Streben nach Freizügigkeit und ihrem Beweglichkeitssinn entsprechen. Sie verlangen also nach Möbeln im engeren Sinne. Was hier freilich auf den Markt kommt, ist nur in seltenen Fällen dem Maßstab und der Bescheidenheit der Wohnräume und der Häuser entsprechend. Von den furcht-

baren Küchenbüffets ab mit Leisten, Ornamenten und Zieraten aller Art, über die viel zu großen Betten und Kleiderschränke bis zu den Sofas und Sesseln, die in Farbe und Form eher für den Riesensalon eines Schlosses denn für ein bescheidenes Wohnzimmer bestimmt sind, gelingt es selbst den heutigen Musterausstellungen nicht immer, Möbel zu zeigen, die als sachgemäße Ausstattung unserer Wohnungen gelten können.

Bedenkt man nun, daß jetzt nach dem Kriege die Ausmaße der Wohnungen immer bescheidener werden, daß Wohnungen von 38 Quadratmeter an aufwärts durchaus im Bereich des Üblichen liegen, dann erschrickt man über Art und Form der Möbel, die dieser Wohnungsentwicklung in keiner Weise folgen. Nirgends leider ist das Wort „Kitsch“ so berechtigt wie auf diesem Sektor. Gelegentlich einer Möbelausstellung Westdeutschlands in diesen Jahren erkennt die Fachindustrie diese Fehler der eigenen Produktion durchaus, führt aber zu ihrer Entschuldigung an, daß das „Publikum“ einfachere Möbel nicht kaufe und wünsche. Damit ist die ganze Tragik dieser Differenz zwischen Wohnen und Einrichtung der Wohnung klar dargelegt. Man kann sehr wohl behaupten, daß beim Fehlen des Eigenheims die eigenen Möbel weitgehend Wunsch und Geschmack der Bewohner widerspiegeln. Dann kann man freilich nur ironisch sagen: ja, als „Gegenbeispiel“.

V. DIE HAUSFORM

Der Urtyp der Hausform ist das *Eigenheim*, und ist es heute noch. Unter Hausform ist nicht allein die Wohnung von innen gesehen zu verstehen, sondern der Gesamtkörper, der nicht nur auf den Lebensnotwendigkeiten des Erbauers beruht, sondern auch auf seinem gesamten Wollen und Können. Die bescheidene Hütte eines homerischen Hirten ist ebenso ein Eigenheim wie eine jener palastartigen Villen in Berlin-Grunewald oder in Köln-Marienburg. Der Unterschied liegt im Innern in der Zahl, Größe und Ausstattung der Räume; im Äußeren, auf das es im Zusammenhang hier vor allem ankommt, in der Größe, Form und Ausgestaltung des Aufbaus. Die Größe eines Hauses ist in erster Linie, wenn auch nicht ausschließlich, der Ausdruck der wirtschaftlichen Möglichkeit seines Erbauers. Denn neben dem wirtschaftlichen Können drückt sich oft die besondere Eigenart des Menschen auch in dem Größenmaßstab seines Hauses aus. Manch einer liebt es, heute wie vor Hunderten von Jahren, die Größe seines Hauses stark zu betonen, bisweilen stärker als es seinem wirtschaftlichen Können entspricht. Ein anderer ist bescheiden, zeigt sich und sein Haus nach außen so wenig als möglich. An dem Maßstab der Hausgröße zeigt sich der Zusammenhang zwischen Mensch und Heim. Vor allem die Arbeit des Menschen, sein Beruf wirkt bei der Größe seines Hauses mit. Anders ist bei

etwa gleicher wirtschaftlicher Lage das Ausmaß eines *ländlichen* Betriebes, eines *gewerblichen* Anwesens, eines *nur zum Wohnen* schlechthin bestimmten Hauses.

Aus diesen Berufsverschiedenheiten hat sich in der Reihe der Jahrhunderte auch die verschiedene *Art* des Hauses entwickelt. Sie gibt uns noch mehr als der reine Größenmaßstab ein Bild seines Besitzers. Ursprünglich ist jedes Anwesen auf Landwirtschaft eingestellt, sorgt überwiegend selbst für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens. Man baut Früchte an und dann Korn. Man hat seine Tierhaltung. Man spinnt und webt. Man zieht Kerzen aus Wachs. Nur wenig muß von außen beschafft werden; das geschieht im Tausch gegen Überschußprodukte. Jeder Hausstand ist ein kleiner autarker Staat; der Hausherr ist wirklich Herr seines Hauses. Das wirkt auf den Menschen ein, gibt ihm eine selbständige, vielleicht auch „herrische“ Art. Er weiß, was ihm sein Haus bedeutet, ist bereit, es gegen jeden Feind zu verteidigen. Man verteidigt sein Heim auch ständig gegen Wind und Wetter, gegen wilde Tiere und alle Einflüsse der Natur. Man ist stets Herr und Kämpfer. Das Anwesen steht zunächst allein. Der Zusammenschluß wird aber bald Zwang, da der natürliche und menschliche Feind anders nicht zu überwinden ist. Aber auch in der Gemeinschaft bleibt das einzelne Haus noch lange Zeiten ein völlig selbständiges Wesen. Die Bedeutung der einzelnen Familie ist in diesen Zeiten ungleich größer als heute. Aus den Familien setzt sich die Sippe, aus dieser die Gaugemeinschaft, aus dieser der Stamm, aus den Stämmen der Staat zusammen. Jedes einzelne Haus hat seine Bedeutung, hat seinen Namen, hat seine Eigenart. Das bleibt zunächst auch so, als sich in der Reihe der Jahrhunderte die Produktion aufspaltet und das einzelne Anwesen Produzent für bestimmte Erzeugnisse wird. Zunächst gibt man den Überfluß einzelner landwirtschaftlicher Produkte ab; dann verlegt man sich planmäßig auf diese Überproduktion. Das drückt sich oft auch im Namen aus, wie Gerstenberg, Heumann, Schweinsberger, Holzmeister. Erst gibt man zum Beispiel Holz aus seinem Walde ab; dann schneidet man das Holz; dann verarbeitet man es zu einfachen Gebrauchsgegenständen. Das Schreinerhandwerk, stets für den Eigenbedarf geübt, wird Alleinberuf. Sind mehrere Söhne, so ergibt sich etwa folgende Spaltung: Der älteste Sohn betreibt die Landwirtschaft allein. Der zweite Sohn übernimmt den Sonderzweig und baut sich sein eigenes Anwesen. Gewiß betreibt er noch Landwirtschaft, aber im Nebenberuf; sein bevorzugter Beruf ist das Handwerk. Er braucht weniger Ställe; aber er braucht eine Werkstatt. Die Art des Hauses ändert sich. Ein jüngerer Bruder, der in der Werkstatt hilft, ist geschickt in allerhand Holzschnitzereien. Er ist Holzschnitzer, Künstler; übt seine Kunst meist außerhalb aus, wo man seiner Arbeit bedarf. Auch er baut sich nahebei ein Anwesen. Sein Haus ist nur zum Wohnen für sich und seine Familie bestimmt; nur ein Gemüsegarten für den täglichen Bedarf ist um das Haus. Was er sonst braucht, bekommt er von den Verwandten. – So entstehen die drei Grundtypen des Einfamilienhauses: *das*

landwirtschaftliche Anwesen, die Handwerkerstelle, das Wohnhaus schlechthin. Und diese Typen des Hauses werden auch Typen der Menschen. Erdverbunden, bedächtig und gleichmäßig wie die Natur bleibt der Bauer. Beweglich, anpassungsfähig und strebsam wird der Handwerker. Stolz auf seine Arbeit, aber ungebunden und nach Neuem suchend wird der Freischaffende. Und mit diesen Eigenschaften der Menschen entwickeln sich auch ihre Häuser weiter. Immer und allenthalben bleibt das Bauernhaus das ruhige, bodenständige; langsam und gleichmäßig in der Entwicklung. Das Haus des Handwerkers wird später das stolze, hohe Stadthaus des Mittelalters, dem sich die prächtigen Bauten der Zünfte und Innungen zugesellen. Aus dem Haus des Feinarbeiters wird in tausendfacher Verästelung die Fülle verschiedener Wohnhausarten, bescheiden die einen, unruhig und vielseitig die anderen. Die Art des Menschen und die Art seines Hauses stehen in enger, immer mit der Zeit, dem Beruf und den Ansprüchen weiterschreitender Wechselbeziehung.

Das *Einfamilienhaus*, wechselnd nach Bedürfnissen, Zeiten und Zonen bleibt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der überwiegende Faktor im Wohnungswesen. In den Zeiten des Altertums kennt man zunächst keine andere Hausform als die des Einfamilienhauses. Mag die Unterkunft der armen Bevölkerungskreise noch so einfach, ja primitiv sein, man lebt im allgemeinen allein in der Hütte oder im Haus. Es gilt als ein typisches Zeichen der Dekadenz, als man zu Beginn unserer Zeitrechnung in Rom anfängt, Miethäuser für die ärmsten Bevölkerungskreise zu bauen. Auch im Mittelalter ist das Einfamilienhaus das übliche. Man findet in den ältesten Quartieren unserer Städte noch heute Einfamilienhäuser bis herab zu den kleinsten Abmessungen. Nicht selten haben diese Häuser, um die Schmalheit der Front auszugleichen, drei Stockwerke: unten die Werkstatt, darüber an schmaler Treppe die Wohnküche, oben Schlafräume. Auch das beginnende 19. Jahrhundert, in dem die Städte sich weiten, hält überwiegend am Einfamilienhause fest.

Selbstverständlich ist das Einfamilienhaus weder früher noch heute durchweg als freistehender Baukörper anzunehmen. Im Gegenteil, schon die Antike kennt fast nur geschlossene Stadtstraßen, in denen sich Einfamilienhaus an Einfamilienhaus reiht. Das bleibt auch im Mittelalter die übliche Form, und zwar sowohl für Dorfstraßen als für Stadtstraßen. Die gleiche Betätigung, die gleiche wirtschaftliche Lage, das gleiche Streben nach Schutz schließt die Menschen enger zusammen. Es entstehen Einfamilienhäuser in der Form von Gruppen, Reihen oder geschlossenen Straßenzügen. In den Städten des Mittelalters ist die Lage häufig so, daß zwar die Häuser in geschlossenen Straßenzügen errichtet werden; aber rückwärts liegen die oft sehr weiträumigen Gärten. Erst später werden an der Rückseite dieser Gärten weitere Straßenzüge eingeschaltet oder aber die Nutzungswege, die zwischen den Gärten hindurch führen, werden später als Straßen bebaut. Es ist wichtig zu wissen, daß, abgesehen von den

ersten primitiven Zeiten vor der Antike, der geschlossene Straßenzug zu allen Zeiten auch für Einfamilienhäuser die überwiegend übliche Anordnung ist.

Erst viel später kommt die Anordnung von *Doppelhäusern* auf. Einzelne dieser Doppelhausstraßen, etwa in Potsdam, Neuwied oder in ähnlichen Bauanlagen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, sind in Verbindung mit den geschlossenen Straßenzügen durchaus erträglich. Die Übung allerdings, ganze Siedlungen oder Stadtteile nur in Doppelhäusern herzustellen, wirkt vielfach nicht erfreulich. Diese ständige Wiederholung von Baukörper und Lücke kann langweilig werden und läßt vielfach jede städtebauliche Raumwirkung vermissen. Es ist sicherlich in solchen Fällen städtebaulich richtiger, die Einfamilienhäuser in Gruppen und Reihen zusammenzufassen, die viel wirtschaftlicher als ein angemessenes Element des Städtebaus zu gestalten sind. Freilich darf die Frontbreite des einzelnen Einfamilienreihenhauses nicht allzu knapp werden. Bei einer Frontbreite – oder besser Frontenge – von 4,70 Meter, wie sie nicht selten gebaut wird, ist die brauchbare Grenze des Einfamilien-Reihenhauses unterschritten, vollends wenn bei solchen Maßen auch noch ein Stall zur Kleintierhaltung eingebaut wird. Die Maße müssen mindestens derart sein, daß der Sinn des Einfamilienhauses, ein Heim für eine Familie zu sein, in bescheidenster Form gesichert ist.

Kann dem aus wirtschaftlichen Gründen nicht entsprochen werden, dann soll man getrost zum Zweifamilienhaus oder Drei- oder Vierfamilienhaus übergehen, letzteres freilich in verständiger Form. Daß in ein Haus eine zweite Familie aufgenommen wird, kommt schon im Altertum und häufiger im Mittelalter vor; diese „Einlieger“ haben vielfach keine sehr erfreuliche Unterkunft. – Der eigentliche Typ des *Zweifamilienhauses* ist erst verhältnismäßig spät entstanden, etwa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Viele jener gemütlichen, biederer Wohnbauten, die ganze Straßenzüge der fürstlichen Bauzeit ausfüllen, sind planmäßige Zweifamilienhäuser. Oft sind die Zugänge der Wohnungen nicht völlig getrennt, was aber vielfach nicht von der ursprünglichen Benutzung als Einfamilienhaus herrührt, sondern mehr ein Rest dieser Bauweise ist. – In unseren neueren Siedlungen ist das Zweifamilienhaus der überwiegende Typ, ohne daß die heutigen Erfahrungen mit dieser Wohnart besonders günstig wären. Nach den Beobachtungen in vielen Werks- und Genossenschaftssiedlungen macht sich gerade im Zweifamilienhaus die Verschiedenheit der Mieter nach Herkunft, Heimatgewohnheit, Charakter, Weltanschauung oft störend und streitend bemerkbar. Der grundlegende Unterschied gegen die frühere Zeit besteht darin, daß damals zumeist der Besitzer selbst die eine Wohnung innehat und die zweite Wohnung an einen Mieter abgibt. Verantwortung und Führung sind damit gesichert. Heute handelt es sich vielfach um zwei gleichberechtigte Mieter. Das Zweifamilienhaus eignet sich auch heute mehr zum Eigenhaus.

Soweit es sich um Miethäuser handelt, verdienen vielfach *Drei- und Vierfamilienhäuser* den Vorzug. Das zweigeschossige Wohnhaus mit zwei Wohnungen an jeder Treppe oder das dreigeschossige Wohnhaus mit einer Wohnung an jeder Treppe sind wirtschaftlich und städtebaulich günstige Anordnungen. Sie gestatten ein freundliches Wohnen zu tragbaren Mieten. Sie vermeiden eine überenge Zusammenballung, andererseits aber unnötig lange und zu teuere Straßen.

Die Zeit hastender Großstadtentwicklung geht über solche Erwägungen hinweg. Der Unternehmer-Haustyp wird – ohne Zwischenstufe vom Einfamilienhaus – das *Massenmiethaus*, die *Mietkaserne*. Es ist bekannt, daß das Vielfamilienhaus oft der Begleiter oder in Wechselwirkung der Quell politisch unerfreulicher Zustände ist. Das fängt schon im alten Rom an, als wohl zum erstenmal in der Geschichte des Siedlungswesens das Massenmiethaus aufkommt. Jene eng und hoch bebauten „*insulae*“ des alten Rom sind der Herd vieler Unruhen. Freilich ihre Anordnung und Ausnutzung ist auch danach angetan. Meist liegen diese Miethäuser im Innern der Baublöcke, während an den äußeren Straßen die Häuser der vornehmen Römer erbaut werden. Es sind also „*Hinterhäuser*“, eng und mehrgeschossig, zumeist auch in sehr knappen Abständen. Wie schlimm es um den Bau dieser Miethäuser bestellt ist, geht aus den genauen Vorschriften für ihren Neubau hervor, die Nero nach dem Brände gibt. Diese Baupolizeivorschrift, die uns Tacitus ziemlich eingehend übermittelt, ist von großem Interesse: Breite der Straßen, Aussparung von Freiflächen, Höhe der Häuser und so weiter wird genau vorgeschrieben.

In Rom halten sich die Miethäuser der frühen Zeit auch im Mittelalter. Es werden damals auch neue Miethäuser aus den Trümmern und auf den Trümmern erbaut. Im übrigen kommt allenfalls Byzanz mit seiner zeitweisen Menschenzusammenballung für solche Bauten in Betracht. Das Mittelalter kennt im allgemeinen keine Miethäuser, weder in Deutschland noch in anderen Ländern. Im 18. Jahrhundert kommen in einzelnen größeren Städten erstmalig Häuser auf, die zum geschoßweisen Wohnen bestimmt sind, zum Beispiel in Dresden. In Westdeutschland ist das Miethaus größeren Maßstabes damals fast unbekannt und ist es in einzelnen Gegenden bis heute.

Die eigentliche „Blüte“ des Großmiethauses, der Mietskaserne, setzt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein mit dem Zusammenströmen der Menschenmassen bei der Industrialisierung Europas und Amerikas. Von nun ab wird das Massenmiethaus der Hauptwohnungstyp vieler Großstädte der Erde. Und wieder wie im alten Rom gibt es neben den straßenseitigen besseren Wohnungen die weniger guten Hinterhäuser. Mehr als naiv, wie die Berliner Stadtverordneten von etwa 1880 dieses Gemisch von Fronthäusern und Hinterhäusern zu begründen oder richtiger zu bemänteln versuchen, mit dem einträchtigen und ausgleichenden Beieinanderwohnen der wohlhabenderen und

ärmeren Schichten. Überraschend schnell wird die Großstadt mit solchen Haustypen die „Heimat“ politisch schwieriger Elemente. Ursache und Wirkung stehen hier in untrennbarem Zusammenhang. Zum Teil sind es nicht die allerbesten, allerfestesten Menschen, die in der Großstadt zusammenströmen. Dann, aus der ländlichen Bodenständigkeit ihrer Heimat herausgerissen, sind sie in verstärktem Maße wurzellos. Schließlich kommt zu den unerfreulichen Wohnverhältnissen trotz aller Versprechungen bisweilen eine sozial unzureichende Lage hinzu. Nicht zu unterschätzen ist auch die Wirkung der Massenpsychose an sich, die in der Mietskaserne eine ideale Stätte findet.

Aber die Mietskaserne ist nicht etwa nur die Heimat der schnell zusammengeströmen und nicht immer gut gestellten Arbeiterkreise, vielmehr auch die Heimat der großen Schar von Angestellten und Beamten aller Art, und bald auch die Heimat der wirtschaftlich unabhängigen Kreise. Will man die Zusammenhänge zwischen Sitten und Siedlungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts recht verstehen, dann ist eine Analyse der Mietskaserne unerlässliche Voraussetzung, aber auch reiche Quelle.

Unter Kasernen verstehen wir Gebäude zur Unterbringung von Soldaten, das heißt von Menschen, die unter völlig gleichen Bedingungen zusammengezogen sind. Das Zusammenkommen ist also nicht freiwillig, sondern befohlen. Zudem hatte die Bezeichnung „Kaserne“ bis vor einigen Jahren den Nebenbegriff des baulich wenig Erfreulichen, zu Gleichmäßigen oder gar Stumpfsinnigen. Wenn man diesen militärischen Unterkunftsbummel auf das Großstadt-Wohnhaus überträgt, so liegt darin ein mehrfacher Vergleich. Einmal ist es im schroffen Gegensatz zu dem bis dahin zumeist üblichen Einfamilien- oder Zweifamilienhaus die Behausungsstätte für viele Menschen. Dann ist in dem Zusammenkommen und Mieten etwas Zwangsläufiges: man muß dort zusammenkommen, weil man dort Arbeit findet; und man muß dort mieten, weil es nichts anderes zu mieten gibt. Und schließlich zeigen diese Massenmiethäuser die berüchtigt langweilige und trostlose Bauart der Militärkasernen jener Zeit.

Bei der sprunghaft schnellen Entwicklung der Großstädte im 19. Jahrhundert ist eine Unterbringung der vielen Menschen anders als in Großhäusern wohl kaum denkbar. Das Anwachsen der Stadt, die Länge der Straßen, die Ausdehnung der Verkehrsmittel, die Menge der Leitungen würde sonst ins Undurchführbare gehen. Dieser Zwang wird aber von den Grundstücksbesitzern allzu gut verstanden und kraft ihrer Macht skrupellos ausgenutzt. Das preußische Dreiklassenwahlrecht gibt den Besitzenden einen bevorzugten Einfluß in den Stadtverwaltungen und in der Gesetzgebung. Man vergißt solche Dinge allzu schnell, zumal sie uns heute fast unglaublich erscheinen; und doch sind sie viele Jahrzehnte der Grundpfeiler des gesamten Wahlrechts. Das Steueraufkommen der Einwohner innerhalb einer Gemeinde wird ermittelt und in drei gleiche Teile geteilt. Die Zahler des einen Drittels – das sind in einer Klein-

stadt vielleicht drei bis vier reiche Leute – wählen dann ein Drittel der Stadtverordneten (also unter Umständen mehr als sie selbst sind!). Die Zahler eines weiteren Drittels des Steueraufkommens wählen ebenfalls ein Drittel der Stadtverordneten; es mag angenommen werden, daß zu dieser Gruppe etwa 600 Einwohner zählen. Das dritte Drittel des Steueraufkommens verteilt sich auf die gesamte übrige Einwohnerschaft; in unserem angenommenen Falle mögen das 4000 Einwohner sein. Wenn das Städtchen also nach unserer Annahme 4603 Einwohner hat, und zwölf Stadtverordnete zu wählen sind, dann wählen die drei „Reichen“ vier Stadtverordnete, die zweite Gruppe von 600 Einwohnern ebenfalls vier Stadtverordnete und schließlich die Restzahl von 4000 Einwohnern auch vier Stadtverordnete. Genau so ist die Stadtverordneten-Versammlung der Großstadt zusammengesetzt. Es ist also überwiegend ein Gremium des Großbesitzes. Und da das für die Gesetze verantwortliche Parlament genau nach diesem gleichen Wahlrecht gewählt wird, kann man sich vorstellen, wie die Baugesetze aussehen, und wie die Bauverordnungen und sonstigen Städtebau-Maßnahmen. Geflissenlich wird eine angemessen weiträumige Ausdehnung der Großstadt hintenangehalten; wenige breite und übergut befestigte Straßen werden ausgelegt. Und nunmehr verlangen die teureren Straßen und die teureren – das heißt teuer gemachten – Baugrundstücke eine enge und hohe Bebauung.

Innerhalb der Berliner Stadtbahn zum Beispiel ist eine Überbauung bis zu sieben Zehntel der Grundstücksfläche gestattet, bei Eckgrundstücken sogar bis zu acht Zehntel! „Bis zu“ und „gestattet“ bedeutet natürlich, daß das die untersten Grenzen der Ausnutzung sind. Wochenlang grübeln die Architekten, ob nicht durch Erker, Erdgeschoßüberbauungen und dergleichen auch diese restlichen zwei Zehntel „Freifläche“ noch zu kürzen sind. In dem erwähnten Berliner Stadtgebiet sind fünf Wohngeschosse übereinander gestattet. Nimmt man ein Grundstück von 20 Meter Front und 50 Meter Tiefe, das heißt von 1000 Quadratmeter Grundstücksfläche, dann dürfen davon 700 Quadratmeter überbaut werden, und zwar in fünf Geschossen. Insgesamt ergeben sich also auf dem 1000 Quadratmeter großen Grundstück fünfmal 700 Quadratmeter = 3500 Quadratmeter Geschoßflächen! Eine solche Überbauung von sieben Zehntel des Grundstücks gestattet außer dem Vorderhaus noch zwei Seitenflügel und ein Hinterhaus – oder, wie der beschönigende Berliner Ausdruck lautet – ein „Gartenhaus“. Von Garten ist freilich keine Spur, nur von dunklen Höfen. Man entsinnt sich unwillkürlich der lateinischen Worterklärung: „Lucus a non lucendo“¹. Die Unterbringung von 40 Familien in diesen Bauten ist durchaus üblich. Nimmt man jede Familie zu fünf Personen an, so wohnen auf einem Grund-

¹ *Lucus a non lucendo* ist eine scherhafte Deutung der Antike: Der Hain wird *lucus* genannt, weil es darin kein Licht (*lucere*) gibt.

stück 200 Personen, das heißt die Einwohnerschaft eines Dorfes. Von dem Grundstück in Größe von 1000 Quadratmeter steht also jedem der 200 Einwohner eine Fläche von 5 Quadratmeter zur Verfügung! In den einfacheren Vierteln ist die Einwohnerschaft eines solchen Massenmiethauses häufig viel größer. Wir finden dort zwei oder mehr „Gartenhäuser“. Zudem spielt das Einliegerwesen dort eine grausige Rolle. Die Gesamteinwohnerzahl einer solchen Mietskaserne im Osten Berlins, in Breslau und anderen Orten beträgt bis zu 400 Einwohnern. Es bedarf wirklich keiner langen Begründung, daß die soziale und sittliche Ordnung in solcher Unterkunft auf das ernsteste gefährdet ist. Die Ausnutzung dieser Miethäuser verhindert auch vielfach eine gleichmäßige Bauunterhaltung, so daß die Häuser oft im Äußeren wie noch mehr im Inneren ein Bild böser Vernachlässigung bieten. Das färbt naturgemäß auf die Mieter ab, die nun auch ihrerseits dieser Bleibe keinerlei gedeihliche Pflege zukommen lassen. Oft ist bei der Überbelegung der Wohnungen eine ordnungsgemäße Unterhaltung auch kaum möglich (der Fachausdruck hierfür lautet „Schönheitsreparaturen“!). Man bedenke doch, daß der größte Teil der „Wohnungen“ in den östlichen Quartieren Berlins aus *einem* Zimmer und Küche besteht. In diesen Wohnungen müssen außer der Familie bisweilen noch ein bis zwei Einlieger leben – oder mindestens schlafen! – Als um 1890 der Berliner Wohnungspolitiker Eberstadt zum ersten Male die Zustände in diesen Unterkünften schildert, horcht man entsetzt auf. Aber das Unheil ist schon viel zu groß, als daß eine schnelle und umfassende Hilfe möglich wäre. Eine Abänderung der gegebenen Verhältnisse liegt auch noch nicht im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen und vor allem im Sinne der wirtschaftlichen Auffassung der beteiligten Baukreise. Bauen gilt durchaus nicht als eine soziale Tat, sondern lediglich als ein Geschäft wie jedes andere, bei dem es nur auf eine angemessene Verzinsung des eingeschossenen Kapitals ankommt.

Der psychologische und physiologische Einfluß der Mietskaserne läßt sich auch mit den damaligen Mitteln nur wenig beheben. Große Grünflächen, Erholungsflächen, Sport- und Spielplätze sind in diesen Bezirken kaum vorhanden. Die Mehrzahl der deutschen Großstädte zehrt von den Grünflächen, die eine weitschauende fürstliche Städtebaukunst des 18. Jahrhunderts zurückgelassen hat. Die Pachtung von Schrebergärten gewinnt zwar an Bedeutung. Aber da es noch kein Gesetz über diese Fragen gibt, liegen die Gärten auf den künftigen Bauplätzen; und sobald sich ein Baulustiger findet, müssen die Kleingartenpächter weichen und weiter hinaus wandern. Man muß mit Bewunderung feststellen, welche nachhaltige Fürsorge trotz alledem die Bewohner der Mietskaserne Wohnungen „ihrem“ Garten widmen und wie sie daneben selbst auf den bescheidenen Balkons und Veranden Rankengrün und Blumenzucht betreiben und so in kleinstem Format wenigstens ein wenig Natur in ihr steinernes Dasein hineinbringen. Es entwickelt sich hier ein Geist der Genügsamkeit, der

typisch ist für die Großstadtbewohner jener Zeit. Es entwickelt sich aber auch jenes Streben nach Wanderungen im Grünen, die in solchem Umfange bisher dem deutschen Städter nicht bekannt sind.

Diese Einwirkung der Mietskasernen bezieht sich nun keineswegs, wie schon angedeutet, auf die Arbeiterkreise der Städte, sondern greift in weitestem Maße auf den Mittelstand und die „upper ten“ über. Jede Großstadt, beinahe jede Stadt hat nun „elegante“ Mietskasernen. Da entstehen Wohnungen von zehn Zimmern und mehr mit marmornen Treppenaufgängen, die ein kostbares Schild als „Herrschtaufgang“ bezeichnet. Es ist ein Zeichen jener Entwicklung, daß solche Schilder überhaupt entstehen und daß man an ihnen keinen Anstoß nimmt. In zahlreichen Fällen lautet die Aufschrift an den Eingängen: „Aufgang nur für Herrschaften, Lieferanten hintenherum“ oder ähnlich. In diesen Luxus-Mietskasernen herrscht auch in der Innenausstattung eine für jene Zeit typische Eleganz der Möbel, die uns heute freilich vielfach als reichlich wertloser „Kitsch“ erscheint. Die Einwohner dieser Wohnungen bilden eine ganz besondere Gruppe der Großstadtbewohner, die sich in immer schrofferer Form von den Bewohnern der Kleinstadt und des Landes abgrenzen. Für sie gibt es weniger Wanderungen als weite Reisen nach Italien oder Ägypten; sie kennen die Umgebung ihrer Heimat nicht; aber sie kennen die Fremde. Protzig wie die Wohnungen werden die Menschen. Es entwickelt sich jener unsympathische Dünkel, der auch in Literatur, Kunst und Musik das Unnatürliche und Übertriebene liebt oder zu lieben vorgibt. Diese angeblich geräumigen, eleganten und „kultur“-überfüllten Mietsbauten schaden nicht weniger als die Mietskasernen bescheidenster Stadtviertel.

Die Wirkung auf die sittliche und politische Haltung der Menschen, die in diesen Mietskasernen wohnen, ist nicht etwa einheitlich zu umgrenzen. Man kann nicht die Einwohner der überengen Mietskasernen durchweg als politisch links gerichtet bezeichnen und die Bewohner der übereleganten Mietskasernen durchweg als Extravagante. Der Einfluß der überengen oder übereleganten Wohnform äußert sich je nach dem Charakter der Personen und Personenkreise sehr verschieden. Nur eines ist einheitlich: Es entwickelt sich ein gewisser Großstadttyp, der sich in immer schrofferer Form von der Bevölkerung des Gesamtlandes unterscheidet. Die ansteckende Massenwirkung des Wohnens in der Mietskaserne ist leider erschütternd. Wenn einzelne Familien aus einer Wohnung im Kleinhause in eine Mietskaserne übersiedeln, werden sie nicht sofort andere Menschen. Wenn aber Millionen aus überwiegend ländlichen Verhältnissen kommen und werden unter völlig geänderten Lebensverhältnissen in der Großstadt zusammengeführt, dann ergeben sich jene auffallend tiefen Wirkungen, die letzten Endes den Großstadtmenschen jener Zeit prägen.

Diese Verhältnisse ändern sich bis zum ersten Weltkrieg kaum. Daß man den Mietshäusern eine bessere architektonische Gestaltung gibt, ist vielleicht einer

der tatsächlichen Schritte; aber die Enge wird damit nicht beseitigt. Seit der Jahrhundertwende machen sich langsam Bestrebungen geltend, das Wohnungs- wesen nicht allein vom Standpunkt des Geldverdienens aus zu sehen, sondern auch vom Standpunkt eines sozialen Lebensbedürfnisses, das mit der vorhandenen Wirtschaftsform nicht immer zu erfüllen ist. Die beachtlichen Bestrebungen dieser Richtung werden durch den ersten Weltkrieg unterbrochen oder man kann auch sagen gestärkt. Am Ende dieses Krieges sind sich zahlreiche Kreise Deutschlands darüber klar, daß eine grundlegende Abwendung von der bisherigen Wohnform eine unerlässliche Voraussetzung für eine Wiedergesundung Deutschlands ist. Man darf sogar sagen, daß das Streben nach dem Kleinhause und das Streben nach offener Bauweise anfangs etwas übertrieben wird. Es schießt über das Ziel hinaus, wenn man in diesem Zeitpunkt in einer viergeschossigen Straße mit etwas erzwungenem und plötzlichem Übergang zur zweigeschossigen Bauweise überspringt oder wenn man gar ohne einen solchen Übergang neben eine hochgeschossige geschlossene Bauweise eine niedrige und offene Bauweise setzt. Man vergißt in diesem Übereifer des sozialen Wohnungsbaus manchmal ein wenig, daß die Stadt ein Organismus ist, der aus gewissen Strukturbedingungen heraus wächst und daß dieser Organismus nicht derartig jäh unterbrochen werden kann. Der Fortschritt in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ist aber doch trotz der Kürze der Zeit ungewöhnlich groß und sucht in vielen Punkten das Fehlerhafte der Zeit von 1870 bis 1914 gutzumachen.

Diese Entwicklung wird durch den Nationalsozialismus zunächst zwar nicht unterbunden, aber doch in eine unerwünschte Einseitigkeit gedrängt. Sehr bald treten die Kriegsnotwendigkeiten so in den Vordergrund, daß die Fortsetzung des gesamten Wohnungswesens einen schnellen Abbruch erleidet. Nach dem zweiten Weltkrieg sind die meisten Großstädte, viele Kleinstädte und Dörfer Deutschlands zerstört. Der Weg des Wiederaufbaus ist durch die innere Einstellung des Volkes vorgeschriven und bedeutet keine grundsätzliche Änderung gegen die Zeit zwischen den Weltkriegen. Das Massenmietshaus in jeder Form wird auch jetzt als unerwünscht abgelehnt. Und wenn ganz neuerdings einzelne Kreise glauben, auch diese Bauform dem sozialen Wohnungsbau eingliedern zu können, so ist das ein inneres Mißverständnis, das bereits einmal nach dem ersten Weltkrieg beim Aufbau des sozialen Wohnungswesens in der Stadt Wien eine Rolle böser Erinnerung gespielt hat. Wir brauchen in Wirklichkeit Wohnungen aller Art: vom mehrgeschossigen städtischen Miethaus gesunder Form, ohne Seitenflügel und Hinterhäuser; über das zweigeschossige Haus zum Einfamilienhaus und zur Kleinsiedlung. Alle diese Typen müssen nebeneinander und miteinander je nach dem Organismus der Stadt, dem Wohnungswillen und der sozialen Notwendigkeit der Unterzubringenden weitergebildet werden.

Es ist ein typisches Zeichen der stark wechselnden Wohnungsentwicklung

der letzten Jahrzehnte, daß die *äußere Gestaltung des Hauses* zu sehr betont wird, und daß man die Bescheidenheit architektonischer Gestaltung früherer Zeiten leicht vergißt. Die Formgebung des Hauses ist bezeichnender Ausdruck des menschlichen Wollens und Könnens. Wenn wir schon in den Formen des Hausgeräts, der Gebrauchsgegenstände, der Kleidung, ein sinnfälliges Bild des Menschen und seiner Eigenart erblicken, dann vollends in der Formgebung seines Aufenthaltes. Primitiv darf die Formgebung nur aus wirklich anfänglicher Unbeholfenheit sein. In späteren Epochen ist Primitivität immer der Ausdruck einer degenerativen Erscheinung, vollends wenn sie als etwas zielmäßig Erwünschtes hingestellt wird. Das gilt nicht nur in der Musik und in den darstellenden Künsten, sondern erst recht in der Baukunst. Gewiß ergibt sich die Form eines Hauses zunächst aus den Notwendigkeiten des Klimas, des Gebrauchs, der Werkstoffe. Aber es muß hier nochmals der beliebte Irrtum berichtigt werden, als ob alles, was nach den Regeln der Notwendigkeit gebildet ist, schön sein *müßte*. Das aus der Notwendigkeit Entstandene *kann* schön sein, braucht es aber durchaus nicht zu sein. Da die großen Schöpfer und Künstler selbstverständlich von der Notwendigkeit ausgehen, was hätten sie dem Werk noch zu geben, wenn die aus dem Notwendigen entstandene Form gewissermaßen zwangsläufig schön sein müßte! Nein, die Zweckform schön zu gestalten, ist eine recht schwierige Aufgabe. Und gerade die Völker, die sich nur mit der höchsten Vollkommenheit der Form beruhigen, wie die Griechen, haben an der Form ihrer Bauten viele Jahrhunderte gearbeitet. In erster Linie ergibt sich die äußere Form eines Hauses aus der verschiedenen Benutzungsart, und zwar nicht nur die bauliche Masse im ganzen, sondern auch die Anordnung im einzelnen, die Lage und Größe der Türen und Fenster, auch die für die Außenerscheinung so wichtigen fensterlosen Flächen. Groß sind die Fenster eines Malerateliers, klein sind die Stallfenster. Groß sind die Scheunentore, klein ist die Tür zum Kramladen. Groß ist die Höhe eines Ratssaales, klein die einer ländlichen Wohnstube. – Das alles wird, wie oben schon angedeutet, mitbedingt durch das Klima. Anders ist die Höhenentwicklung in der ruhigen Ebene, anders in den sturmgepeitschten Bergen oder an der See. Was sich in der Ebene groß und breit und frei entfalten kann, muß sich dort ducken und einschmiegen. Was sich in der Ebene durch große Öffnungen mit der Landschaft verbinden kann, muß sich dort mit bescheidenen Öffnungen abschließen. Aber auch See und Gebirge sind in sich verschieden in ihren Formanforderungen. Wo an der See ein steiles Dach dem Regen schnellen Abfluß gewähren muß, da nutzt man in den Bergen das flache Dach zum Halt für den wärmeschützenden Schnee. Bis in alle Einzelheiten gibt das Klima die Weisung zur baulichen Gestaltung. Wenn in der Ebene das tiefliegende, nach innen sich öffnende Fenster bequem ist für den täglichen Gebrauch, so erhält an der See das außen bündig liegende und nach außen sich öffnende Fenster durch den Wind selbst erst den rechten

Verschluß. — Wenn in der Ebene eine Regenrinne vor dem mäßig ausladenden Dach zweckmäßig ist, so ist eine solche Rinne vor dem flachen Schneedach der Berge ungeeignet; dafür muß das Dach aber zum Schutz der Mauern vor Regen weit ausladen.

Es war und ist einer der wesentlichsten Fehler der letzten Jahrzehnte, daß man glaubt, unsere neuzeitlichen Konstruktionen könne man ohne Beachtung der grundlegenden klimatischen Voraussetzungen unterschiedslos in Berg und Tal verwenden. Wenn die Formen eines Hauses aus dem Charakter der Gegend herausfallen, so ist das oft nur der äußere Beweis dafür, daß sie dem Klima und den Baustoffen der Gegend zuwider sind. Hierbei spielt der leichte – zu leichte – Materialtransport unserer Tage eine wesentliche Rolle. Er ermöglicht das Heranbringen am Ort nicht vorhandener, der örtlichen Natur nicht entsprechender Baustoffe. Fluktuierend wie der Mensch im Zeitalter des Verkehrs werden es auch die Stoffe. Man bringt so bequem Ziegel auf die Berge und Holz an das Meer. Und so entstehen Backsteinbauten in den Alpentälern und bretterverkleidete Häuser an der Nordseeküste. Und mit diesem herangebrachten Material werden auch die diesen Materialien eigenen Formen herangebracht. Backsteingiebel ragen in den Bergen empor und umganggeschmückte Holzbauten an der See.

Die richtigen Formen einer Gegend sind durch das der Gegend eigene *Material* bedingt. Holz und Werkstein gehören in die Berge, wo sie zu Hause sind. Backstein und Rieddach gehören an die See, wo sie „wachsen“. Und aus den Werkstoffen entstehen in richtiger Verwendung und in langer Entwicklung auch die feineren Einzelformen. Anders ist ein Gesims aus Sandstein, das eine feine Profilierung verträgt; anders aus Ziegeln, die man schichtweise vorkragt; wieder anders aus Holz, das weit ausladen kann kraft der dem Holz eigenen Natur. — Auch alle großen Stilrichtungen schaffen sich je nach dem Material die Formen um und geben damit den Bauten den rechten Charakter der Gegend. Welch grundlegender Unterschied etwa zwischen den gotischen Formen der Zisterzienser Klosterbauten in Maulbronn und in Chorin! Der Werkstein von Maulbronn ist lebendig und graziös in seinen feinen Einzelheiten. Wie köstliches Spitzenwerk sind die Auflösungen des Steins. Auch in Chorin gibt es Krabben und Fialen, gibt es Maßwerk als Fensterteilungen. Aber alles ist aus der Eigenart des gebrannten Ziegels abgeleitet, hält sich in den Grenzen dieser Möglichkeit. Alles ist breiter, wuchtiger, ernster. Und damit entspricht nach tief inneren Wechselbeziehungen der Charakter des Werkstoffs dem Charakter der Menschen, die ihn formen. Der weiße, leuchtende, flächige Marmorstein gehört zu Griechenland und den Griechen. Der mattfarbene, weiche, leicht zu bearbeitende Sandstein gehört zum Rhein und den Rheinländern. Der dunkle, harte, massive Backstein gehört zum Küstenland und seinen niederdeutschen Menschen. Aber die Zeiten stehen nicht still; historisierende Altertümeli ist nicht mit boden-

ständiger Baukunst gleichzusetzen. Ein Material, das vor Jahrhunderten in einer Gegend heimisch und daher für den Wohnungsbau bodenständig war, kann heute dort selten geworden sein. Wir haben zum Beispiel heute nur noch wenig Holz in Niedersachsen, und die einst bei großem Holzreichtum dort heimische Fachwerkbauweise kann nicht etwa heute durch Herantransport von finnischem oder russischem Bauholz als bodenständig bezeichnet werden. Man soll einen märkischen Kalksandsteinbau nicht ängstlich hinter Putz verstecken, weil ein mißverstandener Heimatschutz das fordert; man soll im Gegenteil für dieses neue bodenständige Material die werkrechten Formen suchen. Die Gestaltung der Bauten in einer bestimmten Gegend wird nicht immer gleich bleiben; Anforderungen und Baustoffe wechseln. Auch hier hat das „παντα ῥει“ – alles fließt – seine ewige Geltung; vielleicht sehr zum Leidwesen der ewig Gestrigen, die an der „heimatlich überlieferten“ Bauweise festhalten möchten.

Allerdings läßt sich ohne allzuviel Weisheit voraussagen, daß die zahlreichen neuen Bauweisen, mit denen jetzt nach dem zweiten Weltkrieg der Baumarkt überschüttet wird, zum erheblichen Teil keine Dauerbedeutung haben werden und damit die Bauformen nicht allzu weitgehend beeinflussen dürften. Es ist die Folge einer solchen Nachkriegszeit, daß viele unbeschäftigte und auch manche beschäftigte Techniker sich den Kopf über neue Bauweisen zerbrechen, die nach ihrer Ansicht besser sind als alle überlieferten, billiger und schneller in der Durchführung. Vielfach ergibt schon die erste Nachprüfung, daß diese Voraussetzungen in Wirklichkeit nicht zutreffen. Als „neue Bauweise“ wird man vielleicht den Schüttbeton aus porösem Material zwischen vorbereiteten Schalungen, vor allem auch zwischen sogenannten Kletterschalungen betrachten dürfen; ferner die Herstellung des Mauerwerks und zum Teil auch der Decken aus Leichtbeton aller Art. Hierbei wird neben dem Leichtbeton, der durch „leichte Zuschlagstoffe“ hergestellt wird, der chemisch fabrizierte Porenbeton eine große Rolle spielen, das heißt also der Leichtbeton, der überwiegend unter Benutzung von Aluminiumpulver als gärender Zuschlagstoff gewonnen wird. Ob sich allerdings durch diese neuen, als dauernd anzusehenden Bauweisen die Bauformen allzusehr ändern, ist fraglich. Hinzu kommt, daß diese Stampfbeton- oder Leichtbetonbauten zumeist mit einer Putzschicht überzogen werden, und infolgedessen die Eigenheiten der Putzschicht ihre formgebende Bedeutung behalten. Der Grundsatz also, daß die Formen eines Baues aus der konstruktiv richtigen Anwendung der verfügbaren Baustoffe herzuleiten sind, besteht auch nach diesen voraussichtlich nicht sehr weitgehenden Änderungen zu Recht. Die Hauptforderung an den Architekten, neben der aus den Baustoffen bedingten Formgebung sich der Nachbarbebauung und damit dem Gesamtbild der Straße einzufügen, bleibt auch künftig wichtigster Grundsatz. Nicht was man an Bauformen erstellen kann, sondern was im Rahmen der vorhandenen Gegebenheiten zur Erzielung eines richtigen und für die Gesamtheit zweckmäßigen Baubildes

erforderlich ist, muß beachtet werden. Nur so können auch künftig trotz der erweiterten Baustoffmöglichkeiten Straßengestaltungen und Ortsgestaltungen einheitlichen Gepräges entstehen, wie wir sie seit Jahrhunderten an alten Ortschaften so hoch einschätzen.

VI. DIE STRASSE

Die Straße ist das Element der Stadt, nicht das Haus als solches. Das Haus kann allein stehen, als Försterhaus im Walde, als Wirtshaus an der Landstraße, als Schloß auf der Höhe. Erst mit der Mehrzahl der Wohnstätten, mit der Zusammenfassung mehrerer Häuser zur Straße beginnt das dörfliche oder städtische Gebilde. Und doch ist der Begriff „Straße“ im Sinne unserer Darlegungen recht schwer zu fassen. Die Straße hat eine doppelte Bedeutung. Einmal ist sie das Länder und Völker verbindende Verkehrsband, ist sie Zeichen weitschauender Kultur.

„Die Straße ist Anfang, ist Beginn!
Sie ist Gedanke, Begriff und Sinn!
Die Straße ist Ursprung, ist trächtige Saat,
Ist erster Baustein gewaltiger Tat!“ — — —

Dieser weitere, größere Begriff der Straße gehört in unsere Erörterung nur mittelbar hinein. Hier handelt es sich vielmehr um die angebaute Ortsstraße, bei der das Wohnen ausschlaggebend ist. Es hat aber wenig Sinn, etwa in der Art eines guten preußischen Gesetzes eine eindeutige, streng umgrenzte Begriffsbestimmung der Ortsstraße geben zu wollen. Zwischen einer bescheidenen Dorfstraße mit niedrigen Kotten und Ställen, mit den Dunghaufen vor den Türen, — und andererseits der Prachtsstraße „Unter den Linden“ in Berlin besteht ein solch gewaltiger Unterschied, daß das begrifflich Gemeinsame nur noch formale Bedeutung hat. Außerdem, wo hört eine Ortsstraße auf, und wo beginnt die Landstraße; auch hierüber geben die neueren Gesetze so klare Begriffsbestimmungen, wie man sie in Worten nur geben kann. Aber im Gelände draußen zeigt sich eine solche Fülle verschiedener Möglichkeiten, daß der schönste Wortlaut der Bestimmungen keine Klarheit bringt. Also lassen wir es bei Fausts köstlicher Erklärung:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“

Unsere Betrachtungen sollen sich also nicht erstrecken auf das große Netz der Überlandstraßen, angefangen mit den Reichsautobahnen bis zu den bescheideneren Kreisstraßen. Das sind nicht Straßen im städtebaulichen Sinne, wenn

sie auch als Verkehrsträger der über Stadt und Land hinwegreichenden Landesplanung eine große Bedeutung haben. Hier stehen nur die Straßen zur Erörterung, die beim Bau von Wohnstätten und Arbeitsstätten entstehen: also Wohnstraßen, Geschäftsstraßen oder auch Industriestraßen. Aber in erster und weitaus wesentlicher Linie handelt es sich um *Wohnstraßen*, denen sich die anderen ein- und unterzuordnen haben. Der Mensch will wohnen, zweckmäßig und ruhig. Das ist der Ausgangspunkt für die städtische Straße. Und nun wird man vielleicht erstaunt fragen: und der Verkehr, der heute allherrschende Verkehr?! Er soll gewiß berücksichtigt werden, aber bei den Wohnstraßen mehr im negativen Sinne. Wir haben unsere Wohnstraßen jahrzehntelang dem Moloch „Verkehr“ geopfert und tun es zum Teil heute noch. Daher kommen wir so schwer zu einer den heutigen Anforderungen entsprechenden städtebaulichen Straßengestaltung. Die Wohnstraße ist nicht für den Verkehr da, sondern für die Anlieger. Will man das richtig verstehen und in seinen Folgerungen erkennen, dann muß man die alte Lehrmeisterin „Entwicklung“ befragen.

Wie sind die städtischen Straßen entstanden? – Die Entstehung der Stadt als Ganzes wird noch Gegenstand der Erörterung sein; hier nur so viel: Mag die Stadt allmählich als Markt oder als Begleitung einer Burg, eines Bischofssitzes und dergleichen entstanden sein, oder aber mag die Stadt mit einemmal gegründet sein, immer ist sie nach ihrer Stadtwerdung ein Festpunkt, ein Ziel, von Mauern und Toren umgeben. Man kommt hinein zur Stadt, man rastet oder bleibt dort, man fährt wieder hinaus. Und wenn wirklich eine dieser alten Stadtstraßen trotz des überwiegenden Momentes der Ruhe einen gewissen „Durchgangsverkehr“ aufweist, so ist das ein gemächlicher, im Grunde nicht störender Verkehr. Dieser halb rastende Verkehr bringt Kunden, bringt Geschäft. – Die Landstraßen aber, längs deren man in späterer Zeit auf lange Strecken hin allmählich Wohnhäuser anbaut, sind nicht städtische Straßen in unserem Sinne. Diese langen, beiderseits mit Häusern bestellten Verkehrsstraßen sind nie mit Mauern und Toren umgeben, haben keine Stadtverfassung. Die bandartige Straßenbebauung wird allerwärts als das Gegenteil gesunder städtebaulicher Entwicklung gewertet; sie ist eine unerwünschte Mischung zwischen Verkehr und Wohnen. – Die Stadt ist ein Festpunkt für Wohnen und Schaffen, für Arbeit und Handel. Wohnen und Werken sind im Hause und sind oft gleichwertig in vielen Häusern einer Straße beisammen (Böttcherstraße, Gerbergasse). Daß sich dadurch ein gewisser Straßenverkehr ergibt, ist klar. Aber der Lastenverkehr wie der Personenverkehr bezieht sich im wesentlichen auf die Anlieger der Straße. Erst seit dem vorigen Jahrhundert trennen sich in der Mehrzahl der Fälle Wohnstätte und Arbeitsstätte; der Lastenverkehr innerhalb des Ortes hat nichts mehr in den Wohnstraßen zu suchen. Die Geschwindigkeit des Verkehrs nimmt durch die Motorisierung ständig zu. Schließlich steigt die Zahl der Städte erheblich; sie sind nur selten noch mauerumhüttete, torgeschützte Endpunkte.

Der Verkehr wird vielfach zum wirklichen Durchgangsverkehr. Damit wird der Städtebau vor die neue Frage gestellt: *welchem Zweck dient nun die einzelne Straße, dem Wohnen oder dem Verkehr?* Das Preußische Fluchtweggesetz von 1875 hält sich der Zeit entsprechend ganz im Rahmen der Wohnforderungen. Wie oft haben die Städtebauer in den darauffolgenden Jahrzehnten über dieses starre Wohngesetz gewettet. Wie oft haben sie verlangt, die Bestimmungen für die Wohnstraßen müßten doch den steigenden Verkehrsfordernungen gemäß umgestaltet werden. Das ist der Fehler des Städtebaus, ist ein Verkennen der Wohnstraße. Man will Zwickerdinge schaffen, halb zum Wohnen, halb zum Verkehr. Man glaubt, mit einer etwas größeren Breite und mit einer etwas glatteren Führung könne man neben dem Wohnen auch dem Verkehr gerecht werden. Und als man erkennt, daß das nicht angeht, will man die Breite noch weiter vergrößern, will man sich mit besonderen Parkspuren helfen usw. Auch heute noch wird dieser Irrtum des Städtebaus nicht von allen Fachleuten klar erkannt; und soweit er erkannt ist, lassen sich vergangene Fehler nicht schnell beseitigen. Der Grundsatz muß lauten: *Dem Wohnen seine Straße und dem Verkehr eine andere Straße*; besser dem Verkehr einen *Weg* ohne Häuser an den Seiten.

Es ist ausgeschlossen, dem dynamischen Moment des Verkehrs und dem statischen Moment des Wohnens durch *eine* Anordnung gerecht zu werden. Gewiß kann man Straßen schaffen, die kompromißmäßig beide Aufgaben so halbwegs vereinen; aber Städtebau ist keine Politik; Kompromisse sind keine Lösungen. Schauen wir noch einmal zur Entwicklung der Wohnstraße. Sie ist in alten Zeiten ein räumlich-ruhiges Gebilde. Der Fahrverkehr in den antiken Stadtstraßen ist gering; der Handelsverkehr entwickelt sich auf den verschiedenen Märkten, Versammlungen finden auf dem Hauptforum statt. Die Straße ist für die Anlieger da. In den ärmeren Quartieren wird die Straße in immer zunehmender Weise Arbeitsraum und Lebensraum. Allmählich entwickelt sich das Bild südlichen Straßenlebens, das wir noch heute dort kennen. Kauf und Verkauf, Arbeit und Spiel: für all das wird die Straße benutzt. Sie bietet Schatten, ohne die Enge der meist sehr engen Stuben; sie bietet Plaudermöglichkeiten ohne die Abgeschlossenheit des Hauses. Die Straße gehört allen, ist Erweiterung der Wohnung, nicht nur deren Zugang. Das Familienleben spielt sich oft in naiver Selbstverständlichkeit auf der Straße ab. Eine Szene aus Tivoli kommt in Erinnerung: Der Vater hämmert an kleinen Kupfergefäßen; die Mutter säugt das Jüngste; zwei kleine Mädchen spielen mit einem Puppenrest; der Schuljunge kritzelt auf seiner Schiefertafel: „dormo, dormi, dorme“ usw.

Über die Alpen wandert dieses Leben der Straße nach Norden, soweit die nördliche Witterung es gestattet. Auch die Straßen unserer deutschen Städte sind zunächst wirkliche Wohn- und Arbeitsstraßen, auf denen sich ein gut Teil der Arbeit und des Lebens abspielt. Das Gewerbe wohnt und wirkt vielfach zu-

sammen in einem Viertel oder in einer Straße. Die Seiler stellen ihre Kammgestelle zum Seiflechten in der Straße auf: die Seilergasse. Die Böttcher klopfen ihre Bottiche gern in gemeinsamem Takt: die Böttchergasse usw. Es gibt lange Zeit keinen Unterschied zwischen Wohnstraße und Geschäftsstraße; fast in jedem Haus wird ein Gewerbe betrieben. Auch die bescheidenen Verkaufsläden für die Erzeugnisse der Gewerbe fügen sich dem Haus und der Straße ein. Erst mit den Jahrhunderten gruppieren sich die Verkaufsstellen, auch soweit es sich nicht um örtliche Produktion handelt, bevorzugt in einzelnen Straßen. Es entstehen die Ladenstraßen oder Geschäftsstraßen. Anfuhr und Abfuhr der Waren sowie der Besuch der Käufer verursachen einen zunehmenden Verkehr. Eine bescheidene Breite solcher Geschäftsstraßen, vor allem für wartende Fuhrwerke, ist gerechtfertigt, genügt aber auch den Anforderungen. Der Verkehr ist überwiegend örtlich bedingt, ist Anliegerverkehr der Geschäfte. Später nehmen die Läden auch das erste Geschoß ein; nur die Obergeschosse bleiben für Wohnungen. Und in den letzten Jahrzehnten verschwinden vielfach die Wohnungen völlig aus diesen Geschäftshäusern. Büros und Banken siedeln sich dort an; die Laden- und Bürostraße wird ganz frei von Wohnungen. Dem regen Verkehr während des Geschäftstages entspricht eine völlige Stille in der Nacht und an Feiertagen. Man muß einmal an einem Sonntag die Threatneedle Street in London entlanggehen, an der die Bank von England liegt, und dann die gleiche Straße am Montagvormittag; einen größeren Gegensatz kann man sich kaum vorstellen. Der wesentlichste Teil des Verkehrs gilt der Bank von England und den zahlreichen Banken, Büros und Geschäften dieser Gegend; er ist also Anliegerverkehr, wenn auch in anderem Sinne als bei den Wohnstraßen. Solche Geschäftsstraßen müssen noch mehr als die Wohnstraßen vom Durchgangsverkehr freigehalten werden. So wenig wie eine Wohnstraße kann man eine Geschäftsstraße mit einer Verkehrsstraße vereinigen. Der Verkehr hat sich seiner Ausdehnung und seiner Schnelligkeit nach so schnell gewandelt, daß der Städtebau dem nicht folgen kann, jedenfalls nicht in bestehenden Stadtteilen. So versuchen wir es mit diesen oder jenen Änderungen, ohne uns der grundsätzlichen Tragweite des Verkehrswandels ganz klar bewußt zu sein; wir hinken mit unseren städtebaulichen Erwägungen hinter dem Fortschritt des Verkehrs hinterher. Mit einer gewissen Verbreiterung dieser oder jener Straße ist es nicht getan. Die Dynamik des Verkehrs entwickelt neue Gesetze im Städtebau. Man kann dem Verkehr nicht alles erlauben und den Städtebau gutmütig diesem Verkehr anpassen. Immer ist der Verkehr der Menschen wegen da, aber nicht die Menschen des Verkehrs wegen. Der Mensch und sein Städtebau dürfen nicht Sklave des Verkehrs werden.

Mehr der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß wir in unseren Städten noch eine weitere Straßenart haben, die man zusammenfassend etwa als „Prachtstraßen“ bezeichnen kann. Das sind zum Beispiel Parkstraßen, die nicht an-

gebaut sind, oder Straßen nur mit öffentlichen Gebäuden besetzt, oder ähnliche besondere Anordnungen. Sie sind für unsere grundsätzlichen Überlegungen ohne große Bedeutung. Die Beziehungen zwischen dem Menschen und der Siedlung erkennt man am klarsten an den Wohnstraßen.

Vor unseren Augen taucht das Bild alter, gebogener Sträßchen auf mit allem Reiz versunkener Vertraulichkeit. Vor unseren Augen taucht aber auch das Bild gerader, breiter Barockstraßen auf mit ihrer etwas steifen Vornehmheit. Die *Straßenführung* im Zusammenhang mit der Bebauung gibt der Straße ihren Charakter. Gerade oder gebogene Straßen: ein uralter Streit der Meinungen! – Es kann beides durchaus richtig sein; ein Gesetz des Praktischen und Schönen lässt sich nicht allgemein aufstellen. Bebauung, Gelände, Straßenlänge, aber auch Klima, Lebensgewohnheit und Anforderungen sind Faktoren, aus denen das Wesen einer Straße sich bildet. In der Antike wie im Mittelalter sind die planmäßig angelegten Straßen zumeist gerade, die allmählich entstandenen je nach dem Gelände und der Entwicklung zumeist gebogen. In der Ebene liegt für willkürlich gebogene Straßen im allgemeinen keine Veranlassung vor. Die Beispiele neuzeitlicher Villenkolonien oder Siedlungen mit gekrümmten Straßenführungen sind nicht sehr ermunternd. Und in dem Schachbrettmuster amerikanischer Städte, die in ihrer Eintönigkeit oft erschütternd sind, wirkt ein plötzlicher Halbkreis eher störend als auflösend. Warum erscheinen uns die antiken wie die mittelalterlichen Straßen, ganz unabhängig davon, ob sie gerade oder gebogen sind, schön? – Sie tragen das Gesetz der Schönheit in sich. Selbst die „geplanten“ Straßen sind weniger auf dem Reißbrett als in der Natur geplant. Das Geheimnis ihrer Schönheit liegt in der Einheitlichkeit von Führung, Hausgestaltung, Maßverhältnis, Baustoff. Die Führung ist ein freies, vielleicht oft unbewußtes Erfassen des Richtigen, das ein charakteristisches Zeichen jeder gesunden Bauweise ist. Man empfindet, wie *lang* eine gerade geführte Straße sein darf, ohne im Rahmen ihrer Bebauung langweilig zu wirken. Man hat das richtige Empfinden dafür, welche Steigung eine Straße haben darf im Verhältnis zu ihrer Bebauung. Im bergigen Gelände, in dem aus Sicherheitsgründen die Mehrzahl der früheren Städte liegt, ist man immer wieder erstaunt über die richtige Anpassung der Straßenführung an das Gelände. Wie verwachsen sind die Straßen und Häuser mit dem Berge. Die Straßen wiederholen die Gestaltung des Berges, oder aber sie steigern sie; niemals aber laufen sie den Formen des Berges zuwider. Aus dem Gehen einzelner ist der Fußpfad, aus dem Fußpfad der Steig, aus dem Steig der Wohnweg, aus dem Wohnweg die Straße geworden.

Tritt man in das „Innere“ dieser Straßen ein, so ist man von der räumlichen Wirkung überrascht. Die Straße ist ein Raum, ein immer verschiedener, aber immer ansprechender und immer zweckentsprechender Raum. Man baut nicht Häuser *an* der Straße, sondern man baut *Straßenräume*. Die Bauherren wirken mit ihren Einzelbauten unbewußt oder bewußt zusammen. Soweit es Bewußtsein

ist, liegt es in der Verantwortung des einzelnen gegenüber der Allgemeinheit, man kann auch sagen, in der Bescheidenheit gegenüber der Allgemeinheit. Die Grundlage bilden die gleichen Baustoffe, die gleichen Maße, die gleichen Lebensansprüche. Uns ist heute viel verlorengegangen; uns fehlt die selbstbeschränkende Zurückhaltung, aus vielen Einzelhäusern einen Straßenraum zu gestalten. Es kommt nicht darauf an, daß das gelegentlich einmal gelingt, etwa bei einheitlicher Erbauung einer Straße. Es kommt vielmehr darauf an, daß dieses fast selbstverständliche Entstehen von Straßenräumen durch Einordnung aller unter eine Leitauffassung wieder die Regel wird. Solch einheitliche Leitauffassung kann man schwer durch Bauordnungen ersetzen oder erzwingen. Sie muß aus dem Gefühl, aus der Bescheidung, aus dem Gemeinschaftssinn kommen. Das beste Verhältnis zwischen Haushöhe und Straßenbreite kann man wohl ermitteln und festlegen. Aber *wie* die Haushöhe gestaltet wird und *wie* die Straßenbreite unterteilt wird, das kann vielfach wechseln und kann auf verschiedene Weise einen harmonischen Zusammenklang ergeben. In der antiken Straße ist die Haushöhe etwa gleich der Straßenbreite; es herrscht also das klare rhythmische Verhältnis 1:1. Der antike Straßenraum hat etwas feierlich Ausgeglichenes. – In der mittelalterlichen Stadt ist die Haushöhe etwa doppelt so groß als die Straßenbreite; es herrscht also das Verhältnis 2:1. Der mittelalterliche Straßenraum hat etwas freundlich Gemütliches. – In der Zeit des Barock und Biedermeier sind die Haushöhen bescheiden, etwa nur halb so groß wie die üblichen Straßenbreiten; es herrscht also das Verhältnis 1:2. Die Straße des 18. Jahrhunderts hat etwas breit Vornehmes; der Raum beginnt sich zu lockern, das Grün muß bei der Raumbildung mitwirken. – Diese klaren und einfachen Verhältnisse, die in der Baukunst – ob bewußt oder unbewußt, ist ohne Belang – eine große Rolle spielen, geben auch den Straßenräumen selbstsicherer Bauzeiten etwas Typisches und Harmonisches. Die ruhige Abgewogenheit antiker Straßen, das gedrängte Zusammenrücken mittelalterlicher Straßen, das behäbig Breite der Straßen „um 1800“ sind Eigenheiten, die nicht etwa der Zeit ihren Charakter geben, sondern die umgekehrt aus den Zeiteigenheiten und Zeitnotwendigkeiten entstehen und mithin den Charakter der Zeit widerspiegeln.

Aber nicht nur diese rhythmische Bezogenheit der Maße gibt dem Straßenraum sein Gepräge, sondern in gleicher Weise die *Art der Bebauung*. Gewiß sind weder in der Antike noch vollends im Mittelalter die Häuser einer Straße alle gleich; und doch wirken sie übereinstimmend. Da ist das übereinstimmende Material, das man nicht weit herholt und auch nicht weit herholen kann. Vor allem sind Dachform und Dachdeckung einheitlich. Dann ist es die Übereinstimmung in der Form und Größe der Fenster und Türen, die sich aus örtlichen Notwendigkeiten ergibt und von denen man ohne Zwang nicht abweicht. Da ist schließlich auch im rein Gestalterischen eine größeneinheitliche Formgebung in Gesimsen, Profilen und dergleichen. Die Übereinstimmung liegt nicht in der

mathematischen Gleichheit, die zur Langweiligkeit führen würde, sondern in der werkstofflichen und maßstäblichen Gleichwertigkeit, die auch dann wirksam ist, wenn die Formen an sich verschieden sind. Jedenfalls ist in allen guten Zeiten die Bebauung weit entfernt von einer schrankenlosen Willkür, wobei neben der selbstdempfundenen Einfügung bisweilen auch eine ordnende Anweisung mitwirkt. Sowohl in der Antike wie im Mittelalter wie vollends zur Zeit der fürstlichen Bauförderung scheut man sich nicht, mit einheitlichen Vorschriften nachzuhelfen, soweit das notwendig erscheint. Es sei nochmals an die sorgfältigen Bauvorschriften erinnert, die Nero im Jahre 64 nach dem Brande Roms für den Wiederaufbau erläßt. Seine Fürsorge für die Miethäuser der ärmeren Schichten, für das Maß der unbebauten Flächen, für hinreichende Straßenbreiten, für feuersichere Baustoffe sind erstaunlich. Auffallend aber ist, daß bereits Tacitus, der uns diese Vorschriften knapp fünfzig Jahre später berichtet, die übertriebene Breite der Straßen für das römische Klima beanstandet, da sie den Bewohnern keinen Schutz vor der Sonnenglut böten. – Auch das Mittelalter gibt oft genaue Bauvorschriften, die, vom Feuerschutz ausgehend, gleiche Haushöhen, gleiche Dachformen und dergleichen vorschreiben. In der Zeit des fürstlichen Bauwesens sind amtliche Bauvorschriften durchaus üblich. Vielfach stellen die Landesherren den Bürgern das Bauland kostenlos zur Verfügung und geben ihnen bisweilen auch noch Baukredite oder Baustoffe, zumeist mit der Auflage, in einer bestimmten Frist und in einer bestimmten Art zu bauen. Es fällt also nicht aus dem Rahmen, wenn unsere Zeit wieder den Weg einheitlicher Bauvorschriften für einzelne Straßen und Plätze geht. Ob freilich die sehr allgemeinen Vorschriften „anständiger Baugesinnung und werkgerechter Durchbildung“ hinreichen, ist nicht sicher, ganz abgesehen davon, daß diese Pauschalbedingungen nur zu gern von den „nachgeordneten Dienststellen“ mißbräuchlich ausgelegt werden. Es war in der nationalsozialistischen Zeit doch schon so weit, daß auf Grund solcher Vorschriften für das gesamte Land Mecklenburg Klinkerbauten verlangt wurden! Man denke sich den herrlichen Marktplatz in Rostock, der von Putzbauten gebildet wird, plötzlich mit einigen roten Klinkerfassaden dazwischen! Mit solch allgemeinen Vorschriften ist eine städtebauliche Gestaltung nicht zu packen. Jeder Straßenraum ist ein eigenes Gebilde, das nur aus den örtlichen Voraussetzungen heraus fortentwickelt werden kann. Und „Gesinnung“ läßt sich nicht vorschreiben.

Jede Straße muß ihrer Eigenart gemäß *ausgestattet* werden. Da ist vor allem die *Befestigung und Unterteilung der Straße*. Die Antike und im wesentlichen auch das Mittelalter kannten keine Unterteilung der Straßenfläche. Noch heute sind in südlichen Ländern die Mehrzahl der älteren, zumeist engeren Stadtstraßen einheitlich mit großen Platten belegt und haben keine Unterscheidung zwischen Fahrbahn und Fußsteig. Die ohnehin schmalen Straßen würden durch eine Unterteilung leicht unruhig wirken, während ihnen gerade der einheitliche

und großflächige Belag etwas Ruhiges gibt. Allerdings läßt sich das Altertum in solchen Dingen von rein praktischen Motiven leiten, ohne sich an Grundsätze zu binden. In Pompeji zum Beispiel finden sich Straßen, bei denen zwischen stark überhöhten Fußsteigen tiefe, rinnenartige Fahrstreifen liegen; an den Übergängen sind einige „Sprungsteine“ in die Tieffahrbahn hineingestellt. Diese eigenartige Anordnung ist nicht im Hinblick auf den Fahrverkehr gewählt, sondern um den Fußgängern bei plötzlichen und heftigen Regengüssen einen sicheren Übergang zu gewähren.

Auch die meist schmalen Straßen der mittelalterlichen Städte sind im allgemeinen ohne Unterteilung, mit kleinen Kopfsteinen behandelt. Diese Art der Befestigung paßt sich vorzüglich der fein durchgebildeten Bauweise der Häuser an; große Granitplatten als Straßenpflaster wären hier völlig fehl am Platze. Das etwas holprige, zu einer Rinne geneigte Pflaster gehört zur Ausstattung unserer alten Stadtstraßen. – Welch starken Anteil die Art der Bodenbehandlung an der Gesamtwirkung hat, konnte man in dem herrlichen Innenhof des Hradschin zu Prag in der Mitte der zwanziger Jahre beobachten. Dieser Hof, der von einer reichen und sehr gegliederten Architektur umgeben ist, wurde anstelle des Kleinpflasters mit großen Granitplatten ausgelegt. Die liniengeteilte, kalte Fläche bildet einen unerwünscht harten Gegensatz zu den feinen Formen der umschließenden Bauten. – Wie oft muß man heute beobachten, daß eine moderne Befestigung, etwa Asphalt zwischen seitlichen Granitbordsteinen und erhöhten Bürgersteigen, den Charakter eines alten Platzes oder einer alten Straße stark beeinträchtigt.

Wir möchten heute überall vornehm sein, auch wo Schlichtheit weit besser wäre; und so geben wir auch den bescheidensten Siedlungsstraßen eine Quereinteilung mit Fahrbahn und Fußsteigen wie einer großen Geschäftsstraße. Das ist unnötig und maßstäblich falsch. Auch vom rein ästhetischen Standpunkt hat die Quereinteilung einer Straße große Bedeutung für die Gesamtwirkung. Wenn wir heute so oft über die Langweiligkeit unserer neuen Straßen klagen, dann müssen wir auch diesen scheinbar unwichtigen Dingen mehr Beachtung schenken. Die Praxis zeigt zum Beispiel, daß eine Einteilung mit etwa gleicher Breite von Fahrdamm und Bürgersteigen ungünstig wirkt. Auch Anordnungen, bei denen die Gehsteige breiter sind als der Fahrdamm, wirken im allgemeinen unnatürlich. Und in Verbindung mit der Unterteilung ist, wie schon für alte Straßen erwähnt, die *Art der Befestigung* wichtig. Pflastersteine mit ihren zahlreichen Fugen wirken lebhaft. Rechteckige Platten mit ihrem großen Fugennetz wirken monumental. Fugenlos flächige Beläge wirken leicht langweilig. Rotes Klinkerpflaster gehört in die Gassen unserer friesischen Fischerdörfer, graublaue Schieferplatten in die Gassen unserer Mosel-Weindörfer. Daß man an beiden Stellen neuerdings „bituminöse Beläge“ anwendet, nimmt diesen kleinen Straßen einen guten Teil ihres Reizes, auch wenn – oder gerade weil – die Bauten ungeändert

bleiben. Man kann die Straßen nicht in „DIN“-Normen pressen. Die Auffassung ist falsch, nur die Häuser *an* der Straße bedürften des künstlerischen Architekten; die Straße selbst sei eine rein technische Angelegenheit des Tiefbauers. Wir müssen wieder zu der alten Weise zurückfinden, daß die Straße als Ganzes aufgefaßt und ausgeführt wird und nicht in „Ressorts“ zerlegt werden kann. In einer Großstadt Westdeutschlands gab es noch vor zwei Jahrzehnten drei gleichgeordnete Stadtbauräte: der eine entwarf die Stadtgestaltung und Straßenführung, der zweite baute oder betreute die Bauten an der Straße, und der dritte sorgte für den Straßenbau einschließlich der Grünanlagen. Das Ergebnis ist unerfreulich; die Straßen wirken oft uneinheitlich und wesenlos.

Die *Grünanlage in den Straßen*, vor allem eine richtige Baumpflanzung, trägt wesentlich zu ihrer Gestaltung bei. Weder die Antike noch das Mittelalter kennen Grünanlagen oder Baumreihen in den Straßen. Im Süden geben die Mauern den notwendigen Schatten und die erwünschte Raumwirkung für die engen Straßen. Die hohen Giebelhäuser der mittelalterlichen Städte wirken vollends raumbildend. Die Städte sind klein; wer das Grün sucht, kommt schnell vor das Tor. Im Grunde kommt das Grün der Straße erst in der Zeit des Barock auf; oder richtiger: die Städte wandern mit ihren Straßen hinaus ins Grüne. Von da ab werden Baumreihen als raumbildendes und schmückendes Element der Straße verwendet. Und heute gehören Baumreihen, Vorgärten, Grünstreifen, fast selbstverständlich zur Ausstattung der Wohnstraßen. Man muß umgekehrt sorgen, daß nicht auch dort Bäume gepflanzt werden, wo sie wegen der Enge der Straße ungeeignet sind.

Das sonstige Inventar der Straße an *Einbauten und Kleinbauten* aller Art ist zahlreich. Beleuchtungsträger und Straßenbahnmaste, Wegweiser und Verbotschilder, Kabelkästen und Schaltanlagen, Verkaufshäuschen und Wartehallen, Tankstellen und Parkplätze, Reklametafeln und Anschlagsäulen: das und noch manches andere findet sich auf unseren Straßen zusammen. Aber all diese Dinge werden von den verschiedensten Stellen aufgestellt; und so fehlt dem Inventar unserer Straße die unerlässlich notwendige Einheitlichkeit. Unser Straßenleben ist gegen früher reichlich vielseitig und kompliziert geworden; es bedarf einer festen Energie, all den Zubehör solchen Straßenlebens einheitlich zusammenzufassen. Wie kann zum Beispiel die einzelne Gemeinde auf die Reichspost einwirken, deren Kabelkästen und Schaltanlagen gewiß recht praktisch sind, sich aber vielfach nicht der Straßenausstattung einfügen! Oder wie kann die einzelne Gemeinde sich dagegen wehren, daß die Kleinbahnaufsichtsbehörde die mit Glasbildern geschmückten Haltestellen-Säulen genehmigt! Über die Aufstellung von Reklameschildern hat die Gemeinde ein bauaufsichtliches Prüfungsrecht; und der Erfolg?

Unsere Straße ist nichts Gleichbleibendes, sondern in steter Fortentwicklung begriffen. Da hilft kein Sehnen nach der alten gemütlichen Kleinstadtstraße.

Nicht nur die Häuser an der Straße ändern sich mit den Wohnansprüchen und Gewohnheiten; sondern das neuzeitliche, schnelle Straßenleben macht mannigfache Änderungen der Straßengestaltung und -ausstattung erforderlich. Alles bedarf einer zielbewußten und einheitlichen Weiterbildung. Freilich das Wesentliche bleibt die Straßenführung und die Bebauung an der Straße in ihrer Wechselwirkung. Nur müssen wir das Ortsganze im Auge behalten: nicht die Straßenfronten bilden die Stadt, überhaupt nicht die einzelnen Straßen, sondern die kubische Masse der Bauten, die Häusergruppen, die Baublocks, die Bauzeilen zusammen.

VII. DIE BAUMASSE

Die Entwicklung geht eigenartige Wege. Das freistehende Haus, das aus Hütte oder Höhle entsteht, ist das Ursprüngliche. Aber als man sich enger zusammenschließt, gibt man bald viel von diesem Ursprünglichen auf. Betrachten wir die ältesten uns überkommenen Dörfer oder Städte, so finden wir eine enge Baumasse, aus der sich der einzelne Hauskörper kaum heraushebt. Die alten Dörfer bilden zumeist eine sehr enge Baugruppe, das Rundlingsdorf, eine oft überenge, fast ängstliche Zusammendrängung. Die Stadt zeigt sich zumeist geordneter, aber auch sie ist – schon aus Gründen des Wehrschutzes – eine Zusammenfügung *geschlossener Baublocks*. Wandert man durch die Straßen von Pompeji und stellt sich die Häuser in der alten Höhe vor, so hat man keinen Einblick in die Steinmasse der Baublocks. Sie sind allseitig völlig geschlossen, und die einzelnen Anwesen sind nur Teile dieses Gesamtkörpers. Da die Straßen im allgemeinen sehr eng sind und die Baublocks verhältnismäßig groß, wirkt die Gesamtstadt wie ein mächtiges Steinmassiv. Das tritt noch heute in den südlichen Bergstädten deutlich hervor.

Der geschlossene Baublock ist auch im Norden durch viele Jahrhunderte, eigentlich bis zum Ausgang des Mittelalters, das fast ausschließliche Element des Städtebaus. Im Gegensatz zu den meist schmalen Gassen sind die Baublocks sehr ausgedehnt. Sie umschließen außer den Häusern, Höfen und Werkstattgebäuden vielfach größere Innengärten, die nicht selten bis zum hinteren Aufschließungsweg reichen. Die Auffasung, als ob die Städte und ihre Baublocks im Mittelalter eng gewesen wären, ist mindestens für die Blütezeit irrig. Erst in späterer Zeit werden vielfach alle vier Blockseiten mehr und mehr zugebaut mit allerhand Hintergebäuden und Lagerhäusern. Auch die Parallelstraßen oder Aufschließungswege, die ursprünglich nur Zuweg zu den gärtnerisch genutzten Flächen des Baublocks sind, werden allmählich zu Wohnstraßen. Langsam treten auch Eigentumsänderungen ein mit allen Zufälligkeitsgrenzen der Jahrhunderte. Und so entsteht in langer Entwicklung der wirr parzellierte, übereng ausgenutzte Baublock. Aber man kann noch heute bisweilen Innenblocks mittel-

alterlicher Städte in ihrer ursprünglichen Anordnung sehen: Eng sind die Straßen und hoch die Häuser an den Straßen; aber im Innern der Blocks dehnen sich große, behagliche Gärten. Es ist ein eigener Frieden, der über diesen Innen-gärten liegt. Durch das fast ungetrennte Zusammenstoßen der Einzelgärten entsteht eine große zusammenhängende Grünfläche mit Obstbäumen, Gemüsebeeten, Zieranlagen. Die Randbebauung hält das Leben der Straße ab; über die Häuser guckt der Kirchtum in die Gärten. Es ist eine Welt für sich. – In der Zeit der Stadterweiterungen oder Stadtanlagen um 1800 pflegen die Baublocks noch weiträumiger zu werden, da der Zwang einer einschnürenden Befestigung weg-fällt. Die großen Innengärten aus der Zeit des „Biedermeier“ zeigen den Reiz schlichter Gartenbaukunst und geometrisch-harmonischer Aufteilung.

Das Abgekehrtheit von der Straße, das schon früher ein Vorteil des Block-innern ist, ist heute bei zunehmendem Verkehr immer bedeutungsvoller gewor-den. Ist der Block hinreichend groß und zusammenhängend mit Gärten aus gefüllt, so pflegt man bisweilen die wertvollsten Wohn- und Schlafräume an diese Gartenseite zu legen. Größe und Form des Baublocks spielen hierbei eine wesentliche Rolle. Seit wir angefangen haben, *spekulativen* Städtebau zu treiben, und die Größe der Baublocks und Baustellen mit dem Zentimetermaß gemessen wird, ist das Innere der Baublocks für solch Ruheland oft zu klein. Und doch bieten manche Innenflächen mit einigen Bäumen oder etwas Grün einen ungemein wohltuenden Gegensatz zur lärmenden Straße. Aber die großstädtische Spekulation hat allmählich auch hier alles zerstört. Anstelle der Gartenfläche des Innenblocks erheben sich Seitenflügel und Hintergebäude. Was übrig bleibt, sind enge, asphaltbedeckte Höfe; auch diese sind zum Teil noch mit Schuppen, Wagenremisen und dergleichen ausgefüllt, da die Bauordnung eine eingeschossige Überbauung bis zu 50 Prozent der Hoffläche – bisweilen bis 100 Prozent – gestattet. Schachtartig liegen diese Höfe in dumpfer Tiefe. Die Hoffür erregt hallenden Lärm; alle „Wohlgerüche“ durchziehen diese Enge. In der heißen Sommernacht wird ein offenes Fenster zur Unmöglichkeit, ein geschlosse-nes ist noch schlimmer. Da sind Zimmer, deren Fenstern eine Brandmauer in drei bis vier Meter Abstand gegenüberliegt; ewige Dämmerung herrscht in die-sen Räumen. Da sind Tausende von Erdgeschoßwohnungen, die niemals ein Sonnenstrahl erreicht. Der allseitig geschlossene Baublock ist als Objekt der zügellosen Spekulation zum städtebaulichen Unsinn geworden. Aber anstatt nun das Übel bei der Wurzel zu packen: die Baustellen zu vergrößern, die Innen-bauten fortzulassen, sich auf eine Randbebauung zu beschränken; da fängt man draußen in den Vororten an, die Randbebauung zu unterbrechen, die ge-schlossene Straßenzeile aufzulösen in Doppelhäuser oder Gruppenhäuser. Auf dem etwas billigeren Bauland draußen salviert man seine Seele durch solch offenere Bauweise, während für die Hunderttausend oder Millionen drinnen die überengen und dumpfen Höfe bestehen bleiben.

Im ganzen betrachtet, ist die *Anordnung von Doppel- und Gruppenhäusern* rings um einen Baublock nicht etwa das alleinige Heilmittel der Auflockerung. Gewiß kann die Aufteilung der Baureihe in Doppelhäuser bisweilen erwünscht sein, und ebenso kann die Anordnung von Doppelhäusern anstelle von zu kleinen freistehenden Einfamilienhäusern zweckmäßig sein. Aber zahlreiche Doppelhäuser in immer gleicher Aufreihung wirken in der Mehrzahl der Anordnungen langweilig und wesenlos. Die sich ständig wiederholenden Baulücken lassen keine geschlossene Wirkung aufkommen, selbst wenn das durch Grünanlagen versucht wird. Die Baulücken bieten auch dem Wind reichliche Anfallmöglichkeiten, so daß es im Gebiet dieser Bauweise häufig kein geschütztes Fleckchen gibt. Die lockere Bauweise verführt auch leicht dazu, für die Straßenführung eine willkürliche, kurvenreiche Anordnung zu wählen, die sich mehr für einen englischen Garten als für eine städtebauliche Gestaltung eignet. Darin liegt einer der Hauptgründe, aus denen viele der neueren Siedlungen jene straffe, zwingende Anordnung vermissen lassen, die in den Städten aller klassischen Epochen so überzeugend wirkt. Bei den neuen Siedlungen fehlt oft die schlichte Klarheit der Gesamtgestaltung; sie bestehen nicht selten aus einer verschwommenen, molluskenhaften Masse sich windender Straßen. Das ist keine Stadt, sondern eine Menge von Häusern, eben eine „Siedlung“ in des Wortes unsympathischer Bedeutung.

Will man den Baublock nicht völlig schließen, so bietet statt einer gleichmäßigen Fülle von Doppelhäusern die *Anordnung größerer Hausgruppen* eine festere Form. Drei, vier oder mehr Häuser aneinandergebaut verlangen durch ihre Länge eine gewisse Stabilität und Geradlinigkeit der Straßenführung. Sie geben dem Straßenbild eine größere Ruhe und Gleichmäßigkeit. Aber oft hat der Architekt Angst vor dieser Ruhe und Gelassenheit der Straßenform und versucht, die Reihenbebauung durch Zurücksetzung oder Vorrücken einzelner Hausgruppen zu „beleben“. Man will mit wenigen Häusern möglichst schon „Städtebau“ treiben, Bewegung in die Straße bringen, Platzanordnungen schaffen oder dergleichen. – Bei einer niedrigen, zum Beispiel zweigeschossigen Bebauung, liegt für eine Auflösung der geschlossenen Straße in Hausgruppen zumeist kein Anlaß vor; allenfalls könnte der Wunsch nach größeren Einzelgärten unmittelbar beim Haus der Grund sein. Wählt man eine Auflösung in Hausgruppen, dann soll man damit aber möglichst in der Straßenflucht bleiben und nicht durch Vor- und Zurückrücken einzelner Bauten das Bild unruhig machen. Für eine dreigeschossige Bauweise kann unter Umständen eine Aufteilung in größere Gruppen zweckmäßig sein, weil sie der Bauweise das zu Hohe und Schwere nimmt. Umgekehrt ist bei vier- oder mehrgeschossiger Bauweise die Aufteilung in Hausgruppen zumeist untulich, da die hohen, fast fensterlosen Seitengiebel das Schwere dieser Bauart viel mehr in Erscheinung treten lassen als durchgehende Straßenfronten.

In den letzten Jahrzehnten geht man dazu über, die Bebauung – besonders die Wohnbauten – nicht mehr als Teil eines Baublocks aufzufassen, sondern die Baugruppe als selbständiges Element zu betrachten. Es entsteht der *Zeilenbau*. Die ganz wenigen Beispiele des Mittelalters, zum Beispiel die Fuggerei in Augsburg, haben zu ihrer Zeit keine weitere Verbreitung gefunden. Je zwei Bauzeilen können von *einer* Straße beziehungsweise *einem* Wohnweg bedient werden; oder jede Bauzeile hat als Zugang ihren eigenen, entsprechend schmaleren Wohnweg. Eingehende Untersuchungen haben ergeben, daß die Kosten für Straße und Leitungen beim Zeilenbau nicht billiger sind als beim Baublock. Die Leser werden vielleicht erstaunt sein, daß hier die Frage des Blockbaus und Zeilenbaus sachlich und nüchtern behandelt wird, während sie draußen in Zeitschriften und Büchern zu einem großen Kampfobjekt geworden ist mit dem Schlachtruf: „Hie Blockbau, hie Zeilenbau“. Eine solche kämpferische Behandlung der Dinge pflegt der ruhigen wirtschaftlichen und technischen Überlegung im allgemeinen nicht günstig zu sein. Zunächst darf hier nochmals betont werden, daß die ganze Schönheit der antiken, mittelalterlichen und barocken Städte den *Blockbau* zur Grundlage hat. Ganz so verfemt also wie manche Heutigen tun, kann dieser Blockbau wohl nicht sein. Auch bei ihm die Himmelsrichtungen, die Höhenlagen, die Beschäftigung der Bevölkerung und alle sonstigen städtebaulichen und klimatischen Eigenheiten zu berücksichtigen, ist also Jahrtausende hindurch gelungen und muß auch heute gelingen können. Selbstverständlich haben wir in Fragen der Hygiene heute eine andere Auffassung als früher und müssen mithin auch andere Mittel zu ihrer Durchführung verwenden. Das schließt aber durchaus nicht aus, daß wir einen Grundbestandteil des Städtebaus in der Wandlung nach heutiger Auffassung weiter verwenden und ihn auch den heutigen Ansprüchen entsprechend gestalten. Es wird auch vielfach übersehen, daß Blockbau und Zeilenbau gar kein so schroffer Unterschied sind, wie es die Übereifrigen glauben machen wollen. Wenn ein offenes Geländeiviereck mit vier Straßen, also ein Baublock, nur an zwei Längsseiten bebaut wird und die Kopfseiten, sei es der Himmelsrichtung wegen, sei es der besseren Belüftung wegen, unbebaut bleiben, dann ist es eine Doktorweisheit, zu entscheiden, ob das nun ein offen bebauter Baublock oder Zeilenbau ist. Zweifellos aber haben die Zeilenbauten, wie sie heute etwas hart in die Umgebung der Städte hineingestellt werden, auch städtebauliche, wirtschaftliche und rein ästhetische Nachteile, die man nicht verschweigen darf. Zunächst haben die Zeilenbauten den offensichtlichen Nachteil, daß die Häuser „kein Vorn und kein Hinten“ haben, daß also Lärm und Verkehr die Bauzeile von allen Seiten umbranden. Sie haben weiter den Nachteil, daß der Wind allzu leicht und ungehindert die Bauzeilen durchbraust und damit vielfach den Wohnwert, vor allem auch von Veranden und Balkons, beeinträchtigt. Rein städtebaulich-ästhetisch haben sie weiterhin den Nachteil, daß Zeilenbau sehr leicht monoton wirken kann und

daß die Zeilen schwerer zu dem führen können, was wir im bisherigen Städtebau als Wunschbild guter Gestalter betrachtet haben, nämlich die räumliche Fassung des Straßenbildes. Zeilenbauten wirken leicht körperlos, linienhaft, langweilig (das letzte rein wörtlich genommen).

Selbstverständlich muß ein guter Städtebauer auch diese vorgenannten Nachteile überwinden können. Er muß verhindern können, daß die Zeilen im Raum „schwimmen“. Er muß auch im Zeilenbau etwas Festes und Körperhaftes trotz der leicht starren Parallelität herausholen. Daß all diese Dinge im bergigen Gelände schwieriger zu handhaben sind als in der mehr oder minder gleichmäßigen Ebene, ist offensichtlich. Das bergige Gelände in die Stadtlandschaft einzubeziehen, erfordert immer ein feines Einfühlungsvermögen. Die Gefahr, mit Zeilenbauten der Berglandschaft entgegen, anstatt mit ihr zu arbeiten, ist groß. Die antiken Bergstädte, soweit wir das heute noch beurteilen können, und vielfach auch die noch vorhandenen südländischen Bergstädte mittelalterlicher Zeit schmiegen sich mit ihren Blockgestaltungen und Dachformen dem Berg und seiner Bewegung auf das innigste, man kann sagen wie selbstverständlich, an. Von der Ferne sind bei diesen Bergstädten Berg und Stadt gar nicht zu unterscheiden. Die grauen Mauern und die braunroten Ziegeldächer fügen sich dem Steincharakter des Berges ein. Grün haben diese Städte kaum; selten hebt ein einzelner Baum sich aus dem Grau und Rot heraus. Die Berge des Appenin, an die sich die italischen Landstädte anklammern, haben keine steilen, senkrechten Zacken, sondern mehr massige, horizontal gelagerte Rücken; und mit diesen gehen die horizontalen Linien der Bauten überein.

Diese Harmonie des Zusammenklangs zwischen Berg und Stadt, sowohl in der Form wie in der Farbe, ist vielen südländischen Orten auch heute geblieben. Die Kirchtürme, das Typische all dieser Städtchen, ragen nicht so weit aus der Häusermasse heraus, daß damit die horizontale Linienhaftigkeit unliebsam gestört würde. Im Gegenteil, sie geben den Orten ihren rhythmischen Akzent. Etwas betonter sind nur der Palazzo oder das Municipio, um die sich der geduckt gelagerte Ort oft schart. Aber sonst hebt sich kaum eine Unterbrechung oder ein klar erkennbarer Straßenzug aus der scheinbar übereinander geschichteten Steinmasse heraus. – Die mittelalterlichen Städte des Nordens zeigen sich hierin wesentlich anders. Sie türmen sich von außen gesehen unterbrochener, wirrer, man möchte sagen, auffälliger empor. Eine Reihe von Kirchtürmen und von Wehrtürmen, wohl auch Türme des Rathauses oder größerer Zunfthäuser lassen das Bild aufgelöster erscheinen. Oft sind die einzelnen Straßen, Gassen oder Treppen zu erkennen, die den Berg entlang- oder hinaufklettern. Auch die steilen Dächer wirken auflösend.

Im ganzen tritt in bergigen Städten der Antike wie des Mittelalters der einzelne Baublock als selbständiges Element zurück. In den Städten der Ebene dagegen tritt der *Baublock als Element der Stadtbildung* weit klarer hervor.

Erst in neuerer Zeit gesellen sich die aufgelockerte Einzelbebauung und das Grün als weitere Elemente hinzu. Die antiken Städte der Ebene sind zumeist völlig von den Gruppen der rechteckigen, wenn nicht gar quadratischen Baublocks beherrscht. Diese ernste Form entspricht der Auffassung der antiken Menschen. Man sucht nicht nach Kurven und Krümmungen, wo kein zwingender Anlaß vorliegt. So wenig die Stadt als Ganzes auf dem Reißbrett erklügelt ist, so sehr weiß man um den Wert der geraden Linie und des rechten Winkels. Neuere Untersuchungen haben in die griechischen Städte viel hineingeheimnißt von bestimmten Schwinkeln, Blickabständen und dergleichen. Ob es nicht etwa so ist wie mit den Goethischen Gedichten, bei denen eine ewig untersuchende Nachwelt Tausende von Regeln und Absichten unterstellt, anstatt sich vor dem künstlerisch-schaffenden Genie eines Großen zu beugen!

In der *langsam entstandenen* mittelalterlichen Stadt ist die Straße das Prämäre, wie sie sich allmählich aus dem Fußpfad oder Karrenweg entwickelt. Der Baublock dazwischen ergibt sich in mannigfacher Unregelmäßigkeit. Aber gerade dadurch verleiht er der Stadt die Eigenheit. Wer die deutsche Geschichte vom Ausgang der Völkerwanderung bis zum Ausgang des Mittelalters beobachtet mit ihren mannigfaltigen Strömungen, mit ihrer Unausgeglichenheit, mit ihrer wilden Kraft und ihrer zarten Frömmigkeit, der findet in der deutschen Stadt dieser Zeiten ein getreues Bild all dieser Verschiedenartigkeit. – In den mittelalterlichen Städten *einheitlicher Gründung* herrscht an sich der regelmäßige, rechteckige Baublock vor. Es ist fast ein Geheimnis, wie diese Städte trotzdem voll sind der feinsten Unregelmäßigkeiten und malerischen Reize, wie an keiner Stelle Gleichförmigkeit oder Langeweile aufkommt.

In den Städtegründungen der fürstlichen Zeit ist der große Baublock das Element der Stadt. Die uniforme Bauweise läßt den Baublock als Einheit viel deutlicher hervortreten. Geht man durch die erhaltenen Teile der Städte dieser Zeit, etwa durch Ludwigsburg, Ansbach, Krefeld, so achtet man gar nicht auf das einzelne Haus, sondern der Baublock als Ganzes tritt in die Erscheinung. Kein Haus drängt sich vor dem anderen vor; die Stadt ist Ausdrucksform einer gleichgerichteten Beschaulichkeit oder – befohlenen Gleichrichtung. Wenn ja einmal einer aus der Übereinstimmung herauswill, kommt ein mehr oder minder deutlicher Befehl des „gütigen“ Landesherrn: So hast Du zu bauen! – Zu keiner anderen Zeit ist der Baublock so einheitlich Körper geworden als in diesen Städten der fürstlichen Bauphöde. –

Das bleibt mit gewissen Abwandlungen so bis etwa um die Zeit um 1850. Die kleinen Städte gerade dieser Zeit wachsen aus der Gleichmäßigkeit der inneren Einstellung, ohne fürstlichen Zwang zu einheitlicher Form zusammen. Man will in dieser friedlichen Zeit nicht mehr scheinen, als man ist. Man betraut seinen örtlichen Meister mit dem Bau; und der weiß nichts Fremdes und Böses, wenn auch nichts Großartiges und Individuelles. So reiht sich ein Haus an das

andere, nicht von den gleichen Bauherrn und nicht von gleicher Hand; aber alle aus dem gleichen Willen und der gleichen Grundauffassung. Und diese Stein und Putz gewordene Zurückhaltung ist durchaus nicht ohne künstlerische Eigenart; ganz im Gegenteil, es liegt ein tiefes Kunstempfinden in den schlichtesten Baugruppen dieser Zeit. Nicht nur, daß die Baukörper geschlossen und proportioniert sind, auch die Anordnung der Fenster und Türen, die Führung der Gesimse und Profile, die Durcharbeitung der Gitter und Einzelheiten ist von hohem Reiz. Mensch, Zeit und Kunst gehen miteinander, sind *eines Geistes*. Man baut sich sein Wohnhaus, tut das mit Ruhe als etwas Wichtiges, wie man seine Familie aufbaut. Man holt keinen Studierten einer fremden Hochschule, um dies Haus zu entwerfen. So wächst das einzelne Haus und der ganze Baublock aus den heimischen Kenntnissen und örtlichen Erfahrungen heraus; ist bodenverbunden, sachlich, ungekünstelt in einer unbewußt selbstverständlichen Art.

In der folgenden Zeit der Großstadtwerdung bleibt der geschlossene – mehr als geschlossene – Baublock das Element der in nie gekannter Eile wachsenden Stadt. Und in den einfacheren Vierteln zeigt er auch eine gewisse Einheitlichkeit. Aber es ist die Einheitlichkeit der Langeweile und der Schablone. Vielfach baut *ein* Unternehmer einen ganzen Baublock. Dann klebt man irgendwelche fertigen Stuckrosetten zu Dutzenden über die Fenster; sie sind im Dutzend billiger! Irgendwelche fertigen Stuckkonsolen hängt man in Reihen unter die Dachgesimse; sie sind im Schock preiswerter! Und über die Häuser stülpt man die untere Hälfte eines Mansarddaches, während man den oberen Teil des Mansarddaches aus Sparsamkeitsgründen fortläßt und durch ein flaches Pappdach ersetzt! – So werden diese Baublocks Ausdruck spekulativer Geistlosigkeit, gleichmäßiger Kümmerlichkeit. Viel anders wird es auch nicht, wenn man die Baublocks in den „besseren“ Quartieren vornehm „herausputzt“ (dies Wort ganz wörtlich). Die Reihen von Stuck-Karyatiden und Stuck-Satyrn, von Putz-Löwen und Putz-Adlern sind fast noch schlimmer als die traurige Öde in den einfacheren Quartieren. Das Schlimmste aber ist, daß man hier krampfhaft nach Individualität des einzelnen Hauses sucht. Es ist die Sucht, mit jedem Haus innerhalb des Baublocks auffallen zu wollen, sei es durch noch mehr Stuck, durch noch auffallendere Balkone, durch noch verzerrtere Fensterformen. Ob geistesarm oder übergeistig, jedenfalls ist der Baublock auch in dieser Epoche des Städtebaus Ausdruck seiner Zeit und seiner Menschen!

Diese Zeit und diese Menschen sind zerrissen durch eine Kluft. Auf der einen Seite eine Masse, die sich selbst Proletarier nennt, auf der anderen Seite eine Gruppe, die sich selbst den Namen „Herrschaft“ gibt. „Aufgang nur für Herrschaften.“ Man muß sich diese Aufschrift am Eingang Berliner „hochherrschaftlicher“ Häuser immer wieder vor Augen halten, wenn man diese Zeit um 1900 und ihren Städtebau begreifen will. – In dieser Zeit des spekulativen Städte-

baus ist der Zusammenhang mit der Natur, die Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur verlorengegangen. In dem Häusermeer werden Park und Grünanlagen durch den Oleandertopf und die Bohnenranke auf dem Balkon ersetzt, Zeichen tiefinerer Sehnsucht. Man kann sich in die städtebauliche Gedankenlosigkeit und Seelenlosigkeit dieser Zeit heute nur schwer hineindenken.

Es folgt die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, die das Heilmittel in einer flachen, aufgelockerten Bauweise sieht und damit in das Extrem nach der anderen Seite verfällt. Und was geschieht mit dem Städtebau als Ganzes? Es klingt etwas grausam, wenn man sagt: keine Gesamtentwicklung, kein zielmäßiger Fortschritt. Eine Reihe hervorragender Städtebauer und ihre Leistungen, zum Beispiel Fritz Schumacher, Theodor Fischer, ändern daran nichts. Für den Wohnungsbau beginnt die Zeit der staatlichen Unterstützungen. Hängt damit der Mangel an persönlicher Initiative in jeder Hinsicht zusammen, nicht nur in finanzieller, sondern auch in technischer und künstlerischer? Es beginnt die Zeit der Normung und Typisierung. Soweit die Normung sich der Einzelteile annimmt, ist sie ohne Zweifel willkommen und notwendig. Aber die Typisierung von Bauten, besonders die befohlene Typisierung, wird immer umstritten sein. Doch dies ist nur *einer* der Gründe für die zunehmend mangelnde Individualität des Bauens. Weitere Gründe liegen in dem verlorenen Krieg als solchem, der Müdigkeit der Nachkriegszeit, der Notwendigkeit der Massenproduktion von Wohnungen, der gegenüber das „Wie“ zurücktritt.

Das tausendjährige Reich redet zwar viel von neuer, gesunder Bauform; im Grunde leistet es nicht mehr als eine – nicht immer ganz ungeschickte – Imitation der Bauformen „um 1800“. Was man in phrasenreichen Veröffentlichungen als neuen Stil preist, konnte niemals ein Stil werden, da sich wirkliche Stilformen immer nur aus der inneren Wahrhaftigkeit einer Zeit entwickeln können.

Und nach den Zerstörungen des zweiten Weltkrieges ist die Wohnungsnot wohl die erschütternde aller Nöte, und der Wohnungsbedarf fast unvorstellbar groß. Der stark überwiegende Teil der Bautätigkeit bleibt von öffentlichen Beihilfen abhängig. Fast alle Wohnungsbauten passieren damit eine öffentliche Baukontrolle. Ob diese staatlichen und kommunalen Stellen wirklich fähig sind, Projekte zu prüfen und zu verbessern, ist eine oft offene Frage. Aber weit auffallender ist die Tatsache, daß die eingereichten Entwürfe in der überwiegenden Mehrzahl eine bewußte Eigenart, ein echtes Können, einen Mut zum zeitbedingten Fortschritt vermissen lassen. Das setzt schon beim Lageplan ein: Straßen wie gewundene Parkwege, langweilige Ketten sich immer wiederholender Doppelhäuser. Weichheit in allen Anordnungen. Die Verfasser scheinen Angst vor der geraden Linie und vor dem rechten Winkel zu haben. Und vollends schlimm ist es, wenn sie „in Städtebau machen“. Dann ordnen sie bei dreißig Häusern konkave Straßenseiten, Plätzchen, Vorsprünge und Rück-

sprünge an. Kurz das ganze Vokabularium städtebaulicher Hochschulsemester wird auf kleinster Fläche angewendet. Und in den Haustypen erscheinen die überlieferten Ladenhüter alter Schubkästen; zu kompliziert und detailliert für unsere arm gewordene Zeit.

Auf der anderen Seite sprudelt es über von neuen Baukonstruktionen, neuen Bauarten, neuen Baustoffen, Fertighaus-Vorschlägen und so weiter. Jeder Techniker, der nicht recht beschäftigt ist, „erfindet“ etwas. In einem der Bundesländer werden zwischen 1945 und 1950 wohl an 600 neue Decken und an 200 neue Bauarten zur Prüfung vorgelegt. Man ist oft erschüttert über diesen Erfinderwahn und möchte sagen: warum einfacher, wenn es komplizierter geht. Von all dem Überschwang des Gesuchten und Gekünstelten wird nicht viel übrigbleiben.

Und gerade auf dem Gebiet, auf dem eine Umstellung am dringlichsten wäre, auf der Umgestaltung der Baumassen zur Verbilligung des Bauens geschieht wenig, eigentlich nichts. Man möchte bei dem an sich lobenswerten Ideal des freistehenden Einfamilienhauses bleiben. Man konzidiert allenfalls das Doppelhaus. Das Gruppen- oder Reihenhaus ist unerwünscht. Eingeschossige Bauten mit ausgebautem Dach – auf lange Sicht die teuerste Bauweise – sind die beliebtesten. Zweigeschossige Bauten erregen oft schon ein gewisses Mißbehagen. Dreigeschossige Bauten gelten als „skyscrapers“ (Wolkenkratzer). Hier bleibt für die wirklich tüchtigen Architekten noch ein weites Arbeitsfeld für brauchbare Vorbilder und gute Erziehung. Nur in einem ergibt sich ein bleibender Fortschritt: Das ist das weiter entwickelte Verständnis für den Boden, für Gartenland und Kleingarten; für Kinderspielanlagen und Sportplätze. Die Erkenntnis für das Grün in der Stadtgestaltung nimmt zu.

VIII. DIE GRÜNANLAGE

Den Bedarf an Grün im Städtebau rechtzeitig zu erkennen, ist bei dem neuzeitlichen, geballteren Städtebau besonders wichtig. Es fehlt hierin eine auf Erfahrung beruhende Überlieferung. Die Stadt hat früher kaum öffentliches Grün gebraucht; warum soll das jetzt nötig sein! Um das eine vorwegzunehmen: die Parkanlagen der fürstlichen Zeit sind nicht als Grün im Rahmen der Wohnstädte entstanden; es sind Tierparks oder Lustparks für den fürstlichen Hofhalt, zu denen die Bürger zumeist nicht einmal Zutritt haben. Daß sie später in die Stadt hineinwachsen und oft deren alleinige Grünanlage werden, ist das Glück dieser Städte, aber nicht die Anfangsbestimmung dieser Grünanlagen.

Bei Beginn jeder Wohnbautätigkeit – sei es früher, sei es in neuerer Zeit, etwa in Amerika – wird die Siedlung mitten in die Natur hineingebaut. Man schlägt das Grün ab, um Platz für seine Wohnung zu schaffen. Abwehrnot-

wendigkeit, Seßhaftigkeit und Wohlstand entwickeln allmählich geschlossene städtebauliche Formen. Dieses formgebundene Streben tritt in bewußten Gegensatz zu der ungebunden treibenden Natur. In der *antiken Straße*, auf dem antiken Forum, um den antiken Stadttempel sind Grünanlagen in unserem Sinne undenkbar. Sobald ein Bauwerk mit bewußtem Gestaltungswillen zu menschlich oder göttlich höherem Zweck errichtet wird, sei es als Basilika oder als Tempel, so werden marmorn die Wände und Säulenhallen, marmorn die Freitreppe und Rampen. Wohl kennt auch die Antike gefesseltes Grün, aber als Garten, umschlossen vom Haus, oder als Villenpark und Götterhain weit fern der Stadt. Gestaltungselement des städtebaulichen Raums jedoch ist das Grün nicht. Und wenn sich heute um die antike Säule der Efeu rankt oder neben der antiken Halle die rotblühende Riesenakazie reckt, so widerspricht das in künstlerischem Sinne der linien- und flächenstrengen Auffassung antiker Gestaltung.

Selbst im *antiken Garten und Park* muß die Natur sich dem steinernen Rahmen einfügen. Überaus fein sind die antiken Hausgärten, die raumumschlossen vor dem offenen Triklinium liegen. Die Mauern, meist von Arkaden durchbrochen, geben dem Garten das feste Gefüge. Steinerne Stege teilen die Fläche ein. Und in diesem Rahmen leuchtet unter blauem Himmel das tiefe Grün und das prangende Bunt der Natur. Auch die Weingärten sind durch steinerne Pfosten und Spaliere streng gefaßt. Wenn der Mensch die Natur sich dienstbar macht, dann läßt er sie nicht in freier Willkür schalten, sondern reiht sie in den Bereich menschlicher Ordnung ein. Niemals will der antike Mensch es der Natur gleich tun oder sie gar an Mannigfaltigkeit übertrumpfen. Für ihn ist auch der Garten ein Teil der Architektur, der er den Stempel seiner strengen, geschlossenen Ordnung aufprägt. Der Garten ist „gemessen“ wie der Mensch, der ihn schafft, ist Klarheit, Linie, Rhythmus. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als solch ein streng gegliederter antiker Garten und ein absichtlich willkürlicher „englischer“ Garten späterer Jahrhunderte.

Die antiken Parkanlagen sind Anordnungen außerhalb der Stadt, sind selbständige Gebilde, die auf das Stadtgefüge keinen Einfluß ausüben. Man denke an die antiken Gärten auf dem Palatin über Rom oder gar an die Villa Hadrian zwischen Rom und Tivoli. Innerhalb dieser Parkanlagen spiegelt sich die strenge Gesetzmäßigkeit antiken Formdenkens. Wie im Garten bildet auch hier das von Menschenhand geschaffene Mauerwerk, die Terrasse, die Pergola, das Becken das beherrschende, regelnde, straffende Moment. Dieser Linienklarheit müssen sich auch der Baum und die Pflanze einreihen. Hier schafft die Antike die herrlichsten Vorbilder für jene Verbindung von steinerner Architektur und architektonischem Grün, wie es die Italiener des Rinascimento so erfolgreich wieder aufnehmen.

Wenn dem Grün in der Stadt des Altertums nicht die Bedeutung eines form-

bildenden Faktors zukommt, so darf hieraus nicht etwa ein falscher Schluß auf die Bewertung von Wald und Grün in der Antike gezogen werden. Die Götter in den heiligen Hainen, die Satyrn und Faune in den Wäldern, die Nymphen und Floren auf den blumigen Wiesen zeigen die tiefe Verbundenheit der Antike mit der grünenden Natur. Eine dichterisch treffliche Wiedergabe dieser Auffassung geben Schillers Worte:

„Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.“

Die Natur ist dem antiken Menschen Wesen, lebendes, göttliches Sein, das man sich nicht nehmen, das man nicht wandeln und „verwenden“ kann.

Mit der gleichen ehrfurchtvollen Auffassung treten die *germanischen Völker* an die Natur heran. Sie verehren die Natur, die beten sie an. Der Wald ist ihnen ein heiliges Wesen. Dieses heilige Wesen ahmt man nicht nach, trägt man nicht in die menschliche Siedlung hinein. Auch die *mittelalterliche Stadt* kennt den Baum oder Park nicht als Element der Stadtgestaltung. Man kann sich weder eine mittelalterliche Stadt mit einer Grünanlage noch einen mittelalterlichen Menschen in einer Parkanlage vorstellen. Das mittelalterliche Sein ist erfüllt von dem mystischen Suchen nach einem göttlichen Wirken, das mit allem menschlichen Wirken verbunden ist. Man stellt sich das Walten als thronenden Gott, als vermittelnden Christus, als liebreiche Madonna, als schützende Engel, als helfende Heilige vor. Diese göttlichen Wesen zu ehren, ihnen Denkmale zu bauen, ist das höchste Ziel jener Zeit. Aber diese Denkmale können nur dann befriedigen, wenn sie das Höchste geben, was *Menschen* vermögen, wenn sie Ergebnisse äußersten menschlichen Schaffens, Strebens und Ringens sind. Jahrzehnte arbeitet man an einem Portalschmuck, an einem Sakramentshäuschen, an einem Altar. Die Mühsal, die Geduld, die Feinheit der Arbeit sind kaum vorstellbar. Aber ein Baum, der von selbst wächst, ist kein Schmuck an einem Dom; was können ihm die Menschen über sein natürliches Wachsen hinaus geben? Und eine ähnliche Auffassung, wie man sie von dem gemeinschaftlichen Gotteshaus hat, gilt auch für die Bauten der menschlichen Gemeinschaft; sie sollen Zeichen vollendet Kunst sein. Ein Rathaus oder Zunfthaus mit Grünanlagen zu schmücken, kommt nicht in Betracht. Auch die byzantinische, romanische und gotische Stadtbaukunst gebrauchen das Grün nicht als Gestaltungselement. Und wenn sich heute um das Gemäuer einer romanischen Kirche der wilde Wein rankt, oder die Halle eines gotischen Rathauses von schattendem Laub überdeckt wird, so widerspricht das dem Formwillen der Erbauer. Die menschlichen Gestaltungsformen sollen an sich Werke steingewordenen Strebens höchster Vollendung sein, in die man die Natur nicht hineinbezieht. Ist das auch zu dieser Zeit eine gewisse Scheu vor der Natur? Achtet man sie zu hoch, um sie zur Dienerin menschgeschaffenen Raumes zu machen? –

Und doch liebt das Mittelalter die Natur vom ragenden Baum bis zum kleinsten Küchenkraut; man überträgt diese ganze Liebe auf seinen *Garten*. Schon daß er das alleinige Reich der Frau ist, daß die Frau ihn mit ihrer fraulichen Feinheit betreut, gibt diesem Garten seine Eigenart. Die Straße ist laut. Handel und Gewerbe walten dort; lärmend holpert der schwere Wagen über das ungleiche Pflaster. Gern treten wir in das Bürgerhaus ein, durchschreiten den Flur, den Hof, die Werkstatt. Und nun sind wir rückwärts in dem tiefen Garten. Ein langer, mit Buchsbaum gefaßter Weg dehnt sich vor uns. Zu beiden Seiten Beete mit vielen Blumen: Kaiserkrone und Malven, Levkojen und Ver-*gißmeinnicht*, Männertreu und tränende Herzen. Da sind viele Blumen, die wir kaum noch kennen, allenfalls in entlegenen Bauerngärten noch finden. Kleine Querwege teilen die Beete ein; ein Weg endet seitlich in einer Laube, die von Glyzinien, kletternden Rosen und Clematis überrankt ist. Links bei der Werkstatt liegt das Küchengärtlein; was da alles wächst: Esdragon und Kämmel, Beifuß und Salbei, Majoran und Weinraute, Thymian und Lavendel. In der vollen Breite folgt der Gemüsegarten: Spinat wächst da und Melde, Gartenkresse und Sauerampfer, Puffbohnen und Krupperbsen, rote Bete und Schwarzwurzeln, alle Sorten frühen und winterlichen Kohls. Den Abschluß des Ganzen bildet der Obstgarten, der sich bis zu dem schmalen Sträßchen längs der Stadtmauer erstreckt. Und beiderseits schließen sich ähnliche Gärten der Nachbarn an, so daß das gesamte Geviert ein grünendes, blühendes, duftendes Gartenland ist. Gewiß, das Mittelalter kennt kein Grün der Straße und Plätze; aber im Grün des Gartens haben wir es nicht wieder erreicht. Denken wir noch an die Totengärten bei den Kirchen und die stillen Klostergärten; oder an die schmalen Gäßlein, die an bergigen Terrassen emporklimmen. Wohl ist der Mensch des Mittelalters ein Mensch der Gemeinschaft: der Gemeinschaft der Gottessucher, der Krieger, der Zünfte; aber im Grunde ist sein Wesen nach innen gekehrt, in sich verschlossen. Und so ist sein Garten.

In der Geschichte haben wir gelernt: mit der Entdeckung Amerikas endet die Zeit mittelalterlicher Volksgemeinschaft; es beginnt die Zeit des Herrschens, des Absolutismus. – Diese temporal richtige Angabe setzt aber einen tiefen inneren Wandel voraus. Einen Wandel, der zuerst den Menschen selbst wandelt, dann sein Schaffen, seine Werke, seine Umgebung. Wir wollen von dem stillen, mittelalterlichen Klostergarten einmal mitten hineingehen in diese gewandelte *fürstliche Zeit*: eine breite, vierfache Baumallee führt auf die Schloßachse zu, mündet vor dem Schloß in ein frei gelagertes „Blumenparterre“ und läßt vor der fenstergeteilten Schloßfront noch Raum für eine pergolageschmückte Terrasse. Das Grün ist Element der Stadtbaukunst geworden, fast beherrschendes Element. Vieles hat zu diesem Wechsel beigetragen; zwei Hauptgründe vor allem. Die Kriegskunst hat sich gewandelt; den neuzeitlichen Geschützen gegenüber haben die stadtumschließenden Mauern ihren Sinn verloren. Die Stadt ist

damit aus ihrer Enge befreit, wächst ungehindert hinaus ins freie Land. Und dann: an Stelle der horizontal gelagerten Gesellschaftsordnung des Mittelalters bildet sich die stark vertikal gestaffelte der beginnenden Neuzeit. Es ist ein Fürst da, ein Herr oder Herrscher, der mit befehlender Gewalt und leitender Hand den sich ausdehnenden Raum der Stadt nach dem einheitlichen Plan machtbetonter Stadtbaukunst ordnet. Da entstehen jene beherrschenden Schloßpunkte, die mit dem freien Land draußen durch große Grünachsen und weite Parkflächen verbunden werden. Die absolutistische Herrschermacht der Könige und aller kleinen und kleinsten Fürsten glaubt auch über die Natur herrschen zu können. Jene fast scheue Ehrfurcht vor der gottgeschaffenen und gleichsam heiligen Natur ist einer freigeistigen Auffassung gewichen, die mit dem Grün der Natur wie mit Bauteilen aus Stein umgeht. Auch die Bäume und Hecken müssen nun Formen und Figuren annehmen wie der behauene Stein. Bewundernswert, wie jene Zeit in die tiefsten Geheimnisse der Natur eindringt, ihr Wachsen und ihre Farben kennt. Erstaunlich, was die Natur sich an Biegungen und Krümmungen, an Aufpropfungen und Neuarten gefallen lassen muß. Es ist nicht mehr jenes stille Nehmen dessen in der Natur, was uns nützlich und erfreulich ist, wie es im Garten des Mittelalters geschah; sondern es ist ein selbstbewußtes Befehlen über die Natur. „Und bist Du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ – Etwas ganz Neues tritt in die Kunst ein oder wieder ein, das ist die *Gartenkunst* als selbständige Gestaltung. Bald steht der Gartenkünstler über dem Architekten und Bildhauer, deren Schaffen sich seinen Plänen einzufügen hat. Das Grün wird das führende und beherrschende Element der fürstlichen Stadtanlagen. Überschaut man den Gesamtplan von Karlsruhe, so ist dieser Grundsatz bis zum äußersten durchgeführt. Die gleichen Strahlen und Kreise, die südlich des allbeherrschenden Schlosses die Straßen der Stadt bilden, bilden nördlich des Schlosses die Wege des Parks. Das Waldgebiet wird dem Stadtgebiet völlig gleichwertig behandelt. Ob auf einen betonten Punkt eine Häuserreihe oder eine Allee zustrebt, ob vor einem betonten Gebäude ein steinbelegter Platz oder ein Blumenparterre angeordnet wird, ist im Grundsatz dasselbe, und im Einzelfalle nur Frage der architektonischen Lösung. Das Grün ist Teil der Raumidee, ist plastische Masse, ist in Fläche und Linie, in Breite und Höhe Architektur geworden. Der Mensch im schwelenden Reifrock oder im farbigen Frack gehört zu dieser gezirkelten Natur und zu diesen geschnörkelten Beeten. Theater baut man aus der Natur in die Natur hinein, grüne Hecken als Kulissen, grüne Bäume als Hintergrund. Bald verlernt man die wahre Natur, kennt und liebt nur die künstlich geschaffene. Die Schafherde draußen ist unfein; aber Schäferspiele sind an der Tagesordnung. Man verlernt bald, die heiße Sonne zu achten; aber Rasenspiele im weichen Mondschein sind an der „Nachtordnung“. Man wird ganz eins mit dieser naturfernen Natur. Von der wahren Natur nimmt man nur, was fein und lieblich ist;

aber man haßt das wilde Wachsen und den mächtigen Sturm; man meidet das plumpe, unsaubere Vieh. —

Und bald übernimmt auch das neu sich bildende Bürgertum der Beamten, Gelehrten und Kaufleute — es ist nicht mehr das mittelalterliche Bürgertum der handwerklichen Zünfte — diese Mode des gekünstelten und gezirkelten Grüns. Der *Garten des Barock und Rokoko* ist ein wesentlicher Teil der Stadt jener Zeit. Es ist nicht mehr der geschlossene und verschlossene Hausgarten früherer Tage. Sondern breit und weit sind die neuen Gärten gelagert; nicht für die stille Hausfrau, sondern zur gesellschaftlichen Repräsentation. Sie nehmen große Gebiete der Stadtfläche ein, ganze Gevierte, in denen die Wohnhäuser frei und auf die Gärten bezogen liegen. An die Stelle des Häuserblocks mit Innengärten tritt der Gartenblock mit Häusern darin. Die Stadt ist nicht mehr ein Häusermeer, sondern ein Gartenmeer. Sie ist frei und offen und weit und grün. Was im großen im Park geschieht, erfolgt im bürgerlichen Garten im kleinen. Auch hier Terrassen und Alleen, auch hier Blumenparterres und Heckenwege. Auch bei kleinen Ausmaßen soll der Garten groß, monumental, architektonisch sein. Auch die Bürgerfrau geht in Reifrock und Stöckelschuhen; auch der Bürger trägt violetten Frack und weiße Kniestrümpfe. Zur *Grandezza* dieser Kostüme gehört die *Grandezza* dieser Gärten. Es ist kein Platz mehr für bäuerische Pfingstrosen und würzende Weinraute.

Mit dem Erbe der Vergangenheit an Grün geht der Städtebau in das *19. Jahrhundert* hinein. In den ersten Jahrzehnten einer nur bescheidenen städtebaulichen Weiterentwicklung genügt das. Daß man sich aber bei der gewaltigen Stadtentwicklung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit dem Erbe früherer Zeiten begnügt, ist ein betrübliches Zeichen. Man erbt die alten Friedhöfe, die bei den einzelnen Kirchen liegen und allmählich nicht mehr zu Beerdigungszwecken verwendet werden. Sie waren „öffentliche“ Grünanlagen für die Toten; jetzt werden sie es für die Lebenden. Die Kinder haben sich schon längst in diese lauschigen Grünflächen gewagt; jetzt folgen ihre Hüterinnen, folgen die Erwachsenen. Die Gräber verschwinden; einzelne Erbmale stören nicht. Auch die Gitter und Mauern fallen. Es entstehen die ersten öffentlichen Grünanlagen. Es gibt kaum Schöneres als die zumeist aus alten Friedhöfen entstandenen holländischen Stadtplätze mit ihren gleichmäßigen Baumreihen als einzigen, aber so monumentalen Schmuck.

Und eine zweite Gruppe öffentlichen Grüns übernimmt das 19. Jahrhundert, das sind die nicht mehr benötigten Festungsanlagen, die Wälle und Gräben, die Bastionen und „Tenaillen“. Sie werden allmählich eingeebnet, mit Bäumen bepflanzt. In vielen Orten bilden diese geschleiften Festungsanlagen den Hauptteil des städtischen Grüns; oft geben sie noch heute der Stadt ihren Charakter mit dem Kranz grüner Alleen.

An manchen Orten aber sind es vornehmlich jene fürstlichen Anlagen, die mit

ihren weiten Flächen und herrlichen Bäumen das rettende Grün in der steinernen Expansion des städtebaulich so unglücklich ausgehenden 19. Jahrhunderts werden. Das heutige Düsseldorf oder Dresden oder Bonn oder manche anderen Städte sind so stolz auf ihre Grünflächen und lassen sich gern dieserhalb bewundern. Man soll aber nicht übersehen, daß es sich nicht um „städtbauliche“ Ergebnisse des 19. Jahrhunderts handelt, sondern um ein glückliches Erbe fürstlicher Großzügigkeit, das nun Tausenden und Hunderttausenden zum Segen wird. Das einzige Verdienst des 19. Jahrhunderts ist, daß es diese fürstlichen Grünflächen nicht restlos zubaut! Selbst eine solch anwachsende Stadt wie Berlin hat kaum mehr als seinen Tiergarten, seine Parks wie Bellevue, Charlottenburg, Monbijou, die es durchweg der früheren Parkliebe der Hohenzollern verdankt. Die Stadt Berlin fügt in den riesigen Neubaumassen des 19. Jahrhunderts fast nichts an Großgrünflächen hinzu. Und was fast noch schlimmer ist: für die bisher so umfangreichen privaten Grünflächen, die Gärten, ist in den Blocks der neuen Mietskasernen nicht der geringste Platz mehr. Berlin lebt wie viele Großstädte von dem ererbten Grün. In den neuen Wohngebieten entstehen keine wirklichen Großgrünflächen.

Und doch haben wir inzwischen die *Notwendigkeit hinreichender Grünflächen* für die Stadt, insbesondere für die Großstadt, erkannt. Unser Wunsch, das Versäumte gutzumachen, führt bisweilen zu ungeeigneten und kleinlichen Maßnahmen. Denn Beete mit Blumen und Schutzgittern gehören nicht auf städtische Monumentalplätze. Es gibt städtebauliche Gebilde, deren steinerne Monumentalität – heute wie in der Antike – nur schwer durch Grün ergänzt werden kann. Andererseits sind die erforderlichen öffentlichen Grünflächen auch nicht durch eine weitgehende offene Bauweise zu ersetzen. Kleine Privatgärten können die Funktionen der allgemein zugänglichen Erholungsgebiete nur sehr zum Teil erfüllen. Auch läßt ein Übermaß von Flachbauweise die Stadt ins Uferlose wachsen.

Zwei Gruppen sind beim öffentlichen Grün der Stadt zu unterscheiden, wenn sie auch in der Praxis ineinander übergehen: das *Schmuckgrün* und das *Nutzgrün*. Straßen, unter Umständen auch Plätze, können wir mit Grün schmücken, reicher, freundlicher, gesünder gestalten; aber sie müssen in erster Linie ihrem eigentlichen Zweck dienen. Dadurch bestimmt sich Art und Umfang des Grüns. – Ganz anders steht es mit den Anlagen, die als Grünflächen genutzt werden sollen, wie Spiel- und Sportplätze oder Stadtparks und Stadtwälder. Sie haben ausschließlich diesem Zweck zu dienen und dürfen für Bauzwecke oder Verkehr nur in dem unbedingt notwendigen Umfang herangezogen werden.

Es ist nicht leicht, einer *Straße mit Bäumen* einen bestimmten Charakter zu geben. In den alten Straßen wirkten die Hausfronten allein; in den Alleen des 18. Jahrhunderts wirkten die Baumreihen allein. Aber beides zusammen? – Am besten läßt sich noch ein einheitlicher Charakter erreichen bei Straßen mit

aufgelockerter Bebauung, mit Gärten zwischen den Häusern und betonten Baumreihen. In solchen Straßen wirkt das Grün leitend, die Häuser fügen sich ein. Bei den Straßenbäumen darf nicht übersehen werden, daß sie wachsen; aber die Häuser wachsen nicht. Wir müssen uns über die spätere Raum- und Linienwirkung klar sein. Wenn sich hinter den hohen Linden einer Bremer oder Paderborner Ringallee die bescheidenen zweigeschossigen Häuser reihen, so geben die Bäume, Stämme wie Kronen, der Straße ihren Raumcharakter, während die Häuser nur als feine Begleitung erscheinen. Wenn sich aber vor den hohen, mit grünen Fensterläden geschmückten Wohnbauten einer Mannheimer oder Darmstädter Hauptstraße niedere Rotdornbäume hinziehen – hinzogen! –, dann bilden die Häuser den Straßenraum, und die Bäume wirken nur wie eine belebende Perlenkette.

Mitbestimmend für die Wirkung der Bäume in der Straße ist die Behandlung des Grüns vor den Häusern. Augenblicklich lautet die Parole: *Tod dem Vorgarten!* Anlaß geben die steinernen Einfriedigungspfeiler, die massigen Eisengitter und die zu hoch gewachsenen Büsche in den Vorgärten. Die Eisengitter sind für Kriegszwecke verwendet; die Pfeiler werden abgetragen; die Büsche kann man kurz schneiden. Aber wegen Fehlern in der Vergangenheit soll man die Vorteile des Vorgartens nicht erkennen. Gerade bei dem zunehmenden Verkehr ergibt der Vorgarten ein äußerst willkommenes Abrücken und Trennen von der Straße. Und nun sagt man, der Vorgarten störe die Übersichtlichkeit des Verkehrs. Man soll diese Dinge mehr vom Standpunkt der Bewohner, weniger vom Standpunkt der Autofahrer sehen. „Die Straße dem Verkehr!“ Schön: aber die Verkehrsstraße. Die Wohnstraße dagegen in erster Linie dem Bewohner! Zumeist beklagen die Bewohner die Wegnahme der Vorgärten; sie büßen etwas von ihrer Abgeschlossenheit ein zugunsten des – Verkehrs. Daß damit nicht unnötig hohen „Löwenkäfig“-Gittern das Wort geredet werden soll, ist selbstverständlich. In einer Wohnstraße des Essener Industrieviertels, die bei einer großen chemischen Fabrik endet, waren Vorgärten mit hohen Fliederbüschchen und hohen Gittern zwischen gemauerten Pfeilern angeordnet. Die Straße wirkte grün und freundlich inmitten der etwas trostlosen Umgebung. Seit dem letzten Krieg sind die Vorgärten beseitigt, das heißt die Gitter wanderten zum Hochofen; die Büsche konnten sich ohne Schutz nicht halten. Es blieben die Betonsockel längs der Straße und Nachbargrenzen, es blieben die Betonplatten und -stufen an den Eingängen. Das Ganze ist heute ein trostloser Trampelplatz für die Kinder der ganzen Straße. Solange man den Vorgarten nicht durch etwas Besseres ersetzt, soll man ihn getrost belassen! Selbstverständlich soll man eine verbesserte Gestaltung anstreben. – Die Art, einen Vorgarten richtig zu gestalten, hängt von der Art der Bebauung, der Art der Straße und – der Art der Bevölkerung ab. Bei geschlossener Bebauung werden im allgemeinen Grünstreifen mit niedrig gehaltenem Buschwerk oder

Hecken und nicht zu hohen Gittern richtig sein. Statt dessen aber durchweg nur Rasen und Betonsockel zu verwenden, liegt keine Veranlassung vor. Bei hohen Häusern kann eine solche Anordnung sogar maßstäblich falsch wirken. – Bei offener Bebauung, besonders, wenn die Häuser in etwas größerem Abstand von der Straße liegen, soll man die Gärten ruhig rings um die Häuser bis an die Straße heranziehen, mit Büschen und Bäumen bepflanzen und in der ortsüblichen Weise einzäunen. Der Vorgarten wird dann Begrenzung des Straßenraums und kann getrost höhere Bäume und Hecken vertragen. In einer rheinischen Großstadt wurde vor einigen Jahren der 7 Meter tiefe Vorgarten eines freistehenden Einfamilienhauses in offener Bauweise mit einer Bruchsteinmauer (etwa 1,20 Meter hoch) eingefaßt, die gleichmäßige Rasenfläche wurde mit einigen Eichen und einer Hängeweide bepflanzt, das Haus liegt im Grün der Bäume eingebettet. Bei dem unlängst erbauten Nachbarhaus wurde nach bauaufsichtlicher Anordnung der Vorgarten nur durch einen Sockel von der Straße getrennt und mit niedrigen Büschen bepflanzt. Man sollte die Vorgartengestaltung nicht solch schnellem Wechsel der Auffassungen unterwerfen; jedenfalls liegt zu solchem „Puritanismus“ keine Veranlassung vor. – Daß für die Ecken von Verkehrsstraßen und für Geschäftsstraßen besondere Lösungen erforderlich sind, mag für die Überängstlichen betont werden.

Verhältnismäßig neu ist auch der *mittlere Grünstreifen* für die Straße. Wert haben solche Grünstreifen nur, wenn sie eine geruhsame Gehmöglichkeit bieten, das heißt also in Straßen mit nicht zu starkem Verkehr. Rechts und links umbrandet vom hastenden Verkehr haben diese schmalen Grünstreifen keinen Sinn; sie bilden sogar für den Querverkehr, wenn das Grün nicht ganz niedrig gehalten ist, eine Gefahr. In Rom sind neuerdings Versuche gemacht, in einzelnen Straßen, zum Beispiel in der Viale Mazzini, die mittleren Grünstreifen so breit zu halten, daß sie ab und an zu kleineren Spielplätzen mit rings geführter Hecke ausgestaltet sind. Die Querstraßen sind nur selten durchgeführt; ein Längsverkehr auf dem Mittelstreifen findet nicht statt. Aber sehr glücklich kann man diese Lösung nicht nennen; es ist nicht Straße und es ist nicht Grünfläche. Eine Straße von der Bedeutung der Viale Mazzini dient der Anliegerbenutzung und dient dem Verkehr; und nun soll sie auch noch der Erholung dienen. Da wird die Funktion der Straße immer unklarer, und ihre Ausstattung immer schwieriger.

Noch weitergehender Überlegung bedarf die *Grünausstattung von Plätzen*. Der antike und der mittelalterliche Platz kannten, wie dargelegt, keine Grünanlagen. Auch der heutige Stadtplatz verträgt im allgemeinen keine oder nur beschränkte Grünanlagen. Diese Erkenntnis fällt manchem Städtebauer recht schwer. Gärtnerische Schmuckanlagen auf städtischen Plätzen sind doch Losungswort. Kaum auszudenken, daß das nicht richtig sein soll. Wie man die „guten Stuben“ im 19. Jahrhundert mit „Makart-Buketts“ schmückte, so schmückt man die städtischen Plätze mit lieblichen Blumenbeeten, macht sie zu

„Schmuckplätzen“, Was ist das eigentlich, ein Schmuckplatz? – Zumeist ein städtebaulicher Widerspruch! Vielleicht könnte man den begrenzten Vorplatz eines öffentlichen Gebäudes einen Schmuckplatz nennen; aber zum Schmuck von städtischen Monumentalgebäuden passen Blumenbeete im allgemeinen nicht. Man kann den Gendarmenmarkt in Berlin, den Rathausplatz in Bremen, den Römer in Frankfurt nicht mit Grünanlagen „schmücken“. Legt man aber Rathäuser ganz in Grünflächen, wie in Hannover oder in Recklinghausen, dann wirken sie nicht als städtische Rathäuser. Das Rathaus ist Stadtkrone, „baulicher“ Mittelpunkt; kann nicht grüngeschmückt sein. Wenn man jetzt im Berliner Lustgarten die Blumenanlagen beseitigt, so ist das städtebaulich richtig; wenn man zur Vergrößerung des Platzes das Berliner Stadtschloß abreißt, ist das städtebaulich und historisch unverständlich.

Wir müssen uns bei den städtischen Plätzen über ihre Zweckbestimmung im klaren sein. Verkehrsplätze, Marktplätze, Versammlungsplätze usw. haben in erster Linie ihren Zwecken zu dienen. Wohl können solche Plätze im Rahmen ihrer Zweckbestimmung und ihrer Gesamtgestaltung eine beschränkte Grünausstattung erhalten, zum Beispiel Baumreihen, Heckenzeilen, Rasenstreifen. Aber diese Anlagen dürfen die planmäßige Nutzung des Platzes nicht stören; er muß ungehindert das sein, wozu er im städtischen Aufbau bestimmt ist. Erweist sich ein Platz für seine Zweckbestimmung zu groß oder wird er überhaupt hierzu nicht mehr benötigt, so kann man ihn ganz oder zum Teil zu einem Erholungs- oder Spielplatz ausgestalten. Es muß aber eine einwandfreie Abtrennung gegen den Verkehr oder die sonstige Nutzung erfolgen. Innerhalb der Abtrennung ist die Anordnung jeder Art von Grünanlagen, von Blumenbeeten, von Rasenflächen, von Büschen, Bäumen, von Spielgeräten, Planschbecken und dergleichen ohne Bedenken, selbstverständlich in anständiger Gestaltung. Die Grünanlage scheidet aus dem Netz der Straßen und Plätze aus und wird Erholungsfläche. Vorzügliche Beispiele dieser Art kann man zum Beispiel in London beobachten, wo in der City und in Westminster inmitten des überstark brandenden Verkehrs Erholungsplätze und Kinderspielplätze abgetrennt sind. Diese Erholungsflächen, das „Nutzgrün“ der Stadt, umfassen alle Gebiete, die wir zum erholenden Aufenthalt benötigen, wie Kinderspielplätze, Sportplätze, Ruheplätze für die Alten, Parks und dergleichen. Daß das Grün ein wichtiger Teil der Großstadt ist, bedarf keiner Begründung. Aber wie ist es in Kleinstädten oder gar auf dem Lande? Da rufen wir heute auch nach *Spiel- und Sportplätzen*, die es in der „guten, alten Zeit“ nicht gab; und doch wuchs damals ein gesundes und kräftiges Geschlecht heran. Es ist nicht leicht, auf diese Frage treffend klar einzugehen. Auch wir sind früher auf dem Dorf Schlittschuh gelaufen, Schlitten gefahren, haben geschwommen, gerudert und geturnt. Aber – sagt die heutige Zeit, das war doch kein ordnungsgemäßer Trainingssport. Dabei dürfen wir freilich nicht verkennen, daß der Sport heute vielfach vom Sportmäßigen zum – wie soll man es

sagen — Berufsmäßigen wird. Vielen ist das Toto wichtiger als der Fußball. Vielen ist das Zuschauen beim Kunsteislauf auf der Hallenbahn wichtiger als selbst Schlittschuh zu laufen. Bei dem Wunsch nach Sportplätzen auch in dem Dorf, wo die offene Natur doch so herrlich ist, spricht die angestrebte Gleichbehandlung aller Teile des Volkes mit. Bei der noch fehlenden Militärausbildung soll allen eine Gelegenheit zur Körperausbildung gegeben sein.

Ein weiterer Grund liegt in der heute sicherlich stärkeren und körpererschaffenden Beanspruchung des Menschen zu beruflichen Zwecken. Die gleichmäßige Ausbildung aller Volksgenossen beruht auch auf der richtigen Auffassung, daß wir keine ungelenken „Bauernjungen“ im Gegensatz zum sportgewandten Städter mehr haben wollen.

Im Altertum gehört die Palästra, das Stadion zum selbstverständlichen Bestandteil der Stadt, damals allerdings in Verbindung mit der Schule schlechthin. Dem Mittelalter sind solche Einrichtungen fremd. Die körperliche Ausbildung beschränkt sich im allgemeinen auf den Ritterstand und einige Bevorzugte. Allmählich verflacht auch diese Ausbildung zu einem höfischen Spiel. Für die breite Masse des Volkes sind im Mittelalter wie in der beginnenden Neuzeit Turnen und körperliche Ausbildung etwas Unbekanntes geworden. Man denke nur daran, welche Anstrengungen, ja sogar politische Kämpfe es im beginnenden 19. Jahrhundert kostet, das Turnen für die Ertüchtigung der Jugend nutzbar zu machen. Heute gilt es als Selbstverständlichkeit, in der Stadt wie in kleinsten Orten die erforderlichen Turn- und Sportplätze für die Jugend bereitzustellen. Freilich mit übergrößen *Stadien* soll man zurückhaltend sein. Sie liegen vielfach zu weit ab von Teilen der Stadt und werden auch sonst zu wenig ausgenutzt. Richtiger ist eine Anzahl kleinerer, guter Sportplätze, die über das Stadtgebiet zerstreut sind.

Für die Großstadt ist ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, die Anordnung vieler *Kleinkinder-Spielplätze*, über die ganze Stadt planmäßig verteilt. Dies Erfordernis hat nichts mit der früheren oder heutigen Auffassung des Turnens oder des Sports zu tun; es handelt sich vielmehr um eine Notwendigkeit, die aus dem Gebilde „Großstadt“ selbst entstanden ist. Nur wer in der Großstadt lebt und mit offenen Augen die Lage der Kinder miterlebt, vermag hier mitzuempfinden und mitzuhandeln. Man darf hierbei nicht an die Kinder aus der Umgebung der Eilenriede in Hannover oder aus der Marienburg in Köln denken, sondern an die große Masse der Kinder in den Mietskasernengebieten der Großstädte. Wir staunen heute über das Unverständnis der Stadtväter und Stadtverwaltungen jener Zeit vor und nach 1900, als sie das Meer der überengen Häuser uferlos über das Land losließen. Vieles von dem, was wir in den letzten Jahrzehnten sozial und politisch erlebt haben, ist die Quittung dieser Wucherrechnung! — Begleiten wir doch einmal solch ein Kind der Jahrhundertwende auf seinem Großstadtweg. In einer Einzimmerwohnung, die neben der gesamten

Familie noch einen Schlafburschen (oft auch zwei!) beherbergt, ist das Kind geboren. Es ist eine Erdgeschoßwohnung, in die ein direkter Sonnenstrahl nicht hingelangen kann. An warmen Tagen wird das Kind auf den Hof geschoben, dessen verbrauchte Luft nicht gerade balsamisch ist. Dann kriecht es auf dem Hof; dann trippelt es vom Hof auf die Straße. Dort ist die Luft zwar etwas frischer; aber viel Staub ist da und viel Gefahr. Mit fünf Jahren hütet es tagsüber das kleinere Geschwisterchen. Dann kommt der Schulweg, nur zwei Straßen weit. Der Schulhof mit einigen Bäumen ist eine sehr bescheidene Abwechslung im steinernen Einerlei. Mit zehn Jahren wird es zum erstenmal einer Ferienkolonie zugeteilt, um dann freilich das steinerne Elend daheim doppelt zu empfinden. Vom elften Jahr ab muß der Junge früh vor der Schule Zeitungen mit austragen, treppauf, treppab im ganzen Geviert. Mit vierzehn Jahren kommt er in die Lehre zu einem benachbarten Schuster. Dort hockt er tagaus, tagein, denn Sportabende, Urlaub für Lehrlinge und solch „modernen Luxus“ gibt es damals nicht. Das Kind hat mit Ausnahme der Ferienreise kaum Wald und Felder, Tiere und Bauernarbeit kennengelernt. Ist das Bild etwa zu düster gezeichnet? – Im Gegenteil, es läßt noch all die Gefahren sittlicher und sanitärer Art außer Betracht, die das Kind täglich umlauern. Es ist auch nicht etwa ein besonders krasses und unwahrscheinliches Bild, sondern der Jugendweg von Tausenden und aber Tausenden von Großstadtkindern jener Tage. Gibt es denn keine Kleinkinder-Spielplätze damals? Ja und nein. Wirkliche Kleinkinder-Spielplätze mit Sandhaufen, Planschbecken, Spielgeräten gibt es nur sehr wenige. Und die wenigen liegen viel zu weit ab von den einzelnen Wohnquartieren, sind für die meisten Kinder unerreichbar. Erst ganz langsam kommt die immer dringendere Forderung nach solchen Spielplätzen und vor allem nach einer gleichmäßigen Verteilung über die gesamten Wohngebiete. Und die Forderung ist noch lange nicht Erfüllung. Ab und an werden bei Schrebergärten kleinere Spielplätze angelegt; aber sobald gebaut wird – und wenn die Spekulation einen Vorteil sieht, wird überall gebaut –, dann verschwinden die Schrebergärten und der Spielplatz. Das nimmt man als etwas Selbstverständliches hin. Ein Spielplatz bringt doch nichts ein! – Die Dreiklassen-Stadtverordnetenversammlung sorgt vor allem für die Erfüllung spekulativer Interessen. Deutschland bezahlt diesen Fehler der überwiegend plutokratisch beeinflußten Stadtverwaltungen und den unverständlichen Mangel an Kinderfürsorge (der auch nicht durch einen Wohltätigkeitsbasar ersetzt werden kann) bitter. Es wächst ein Geschlecht heran, das sozial unbetreut, innerlich heimatlos werden muß. Man kann dem Menschen, vor allem dem Kinde, die Mutter Erde nicht ungestraft nehmen! –

Für die immer wachsende Großstadt ist aber noch mehr nötig als das Schmuckgrün der Straßen und Plätze sowie das Nutzungsgrün der Spiel- und Sportanlagen. Nötig ist die *planmäßige Unterbrechung der Stadt durch Grün*, die Einschaltung von *Großgrünflächen*, gleichwertig mit den Wohn- und Industrie-

flächen. Darin besteht das eigentlich Neue der heutigen Stadt, bedingt durch die große Zusammenballung von Menschen, bedingt aber auch durch die ganz andere Lebens- und Schaffensintensität des heutigen Arbeiters. Alle nicht bebauten oder nicht zu bebauenden Flächen der Stadt müssen ein wohlverteiltes, planmäßiges Ganzes bilden: Dauer-Schrebergärten, Stadtparks, Friedhöfe, Stadtwälder, Wasserflächen dürfen nicht der privaten Nutzung überlassen werden. Diese planmäßige Aussparung und Ausgestaltung der öffentlichen Großgrünflächen ist dem früheren Städtebau fremd.

Schrebergärten wurden in der Regel auf einstweilen unbebautem Gelände untergebracht; bei der Bebauung mußten sie weichen. Das ist alles andere als eine planmäßige Anordnung und zudem eine schwere Zumutung für die beteiligten Kleingärtner. Wenn sie in jahrelanger, harter Arbeit die Erde gepflegt haben, dann kommt mit einemmal der Maurer und macht ihrer langen Arbeit, oft sogar der gerade aufstehenden Ernte, ein Ende. Hieran kann auch die fortschrittlichste Kleingartenordnung nicht viel ändern, solange die Kleingärten nicht ihr eigenes Land im Stadtplan haben, genau wie das Bauland. Das Kleingartenland muß sorgsam unterverteilt sein innerhalb und am Rande der einzelnen Wohngebiete. Kleingärten weitab von den Wohnungen, die nicht täglich nach der Berufsarbeit aufgesucht werden können, sind nur bedingt brauchbar.

Die *Friedhöfe* haben im Süden schon immer als Zielpunkt sonntäglich geschmückter Menschen gegolten. Es entspricht durchaus südlicher Sitte, daß die ganze Familie am Sonntag zu den Gräbern wandert, sich dort lagert, das Essen auspackt und im Schatten der Zypressen den Tag verbringt. Und dabei ist der südliche Friedhof vielfach ein Marmorchaos eigenartiger Geschmacksrichtung. Bei uns legt man Wert darauf, neue Friedhöfe nicht zu einer Fläche endloser Reihengräber zu machen, sondern sie als Parkfriedhöfe oder Waldfriedhöfe auszustalten, die durchaus ein Ziel für feiertägliche Wanderungen sein können. Diese Friedhöfe dem Grün des Stadtganzen einzugliedern, ist ein Teil der gesamten städtebaulichen Planung.

Draußen im freien Gelände um die Stadt muß frühzeitig bedacht werden, was vom Grün der Natur für immer erhalten bleiben soll. Vor allem die *Wälder* müssen unantastbar sein. Mit heiliger Ehrfurcht muß der Städtebauer vor dem deutschen Wald stehen. Man denke nur, um ein Beispiel von tausenden zu nennen, an die Tragödie des Grunewaldes bei Berlin. Jahrzehntelang geht der Kuhhandel zwischen dem staatlichen Forstfiskus und der Stadt Berlin. Dann wird zur besseren Erhaltung des Waldes der Zweckverband „Groß-Berlin“ gebildet. Nun, diesen Zweck erreicht der alsbald wieder Entschlafene nicht; ebenso wenig sein Nachfolger, die Großgemeinde Berlin. Man sehe sich einmal eine Forstkarte des Grunewaldes von 1890 und eine solche von 1940 an. Mehr als die Hälfte des Waldes ist in diesen fünfzig Jahren verschwunden; der Rest hat kaum noch Waldeswert. Zuerst werden die großen Reichsbahnanlagen und Autorenn-

strecken in den Wald gelegt. Dann kommt das, was man damals so schön „die Erschließung des Grunewaldes“ nennt. Das heißt es werden zunächst die Bäume entfernt, um die erforderlichen Wohnstraßen anzulegen (die vorab auch wirklich durch den Wald führen). Dann wird der Wald längs der Straßen parzelliert, und jeweils beim Bauen wird die Mehrzahl der Bäume innerhalb der Parzellen abgehackt. Die Operation bleibt so der großen Menge unauffälliger; aber sie ist in der Endwirkung durchaus vollständig. Im nicht parzellierten Wald werden zahlreiche öffentliche Anlagen aller Art untergebracht: Versammlungshallen, Sportplätze, Schießstände, Vergnügungsstätten usw. – Vom deutschen Boden sind nur 27 Prozent Wald. Man sollte diese möglichst nicht zur Deckung des Baulandbedarfs heranziehen. Es gibt in der Umgebung fast aller Großstädte waldlose und nicht sehr fruchtbare Strecken. Ehe also der Städtebauer auch nur ein Waldstück zu Bauzwecken vorsieht, sollen alle Möglichkeiten einer anderen Bedarfsdeckung geprüft werden. Die Stadt muß eine bewußte Grünpolitik betreiben, der der gleiche Wert zukommt wie der Wohnungspolitik. Das Grün ist ein wesentlicher Bestandteil der heutigen Gesamtstadt, anders als in der Antike und im Mittelalter.

IX. DIE STADT

Die antiken Städte – ob es sich um langsam gewachsene Städte im griechischen Mutterland handelt oder um einmalig gegründete Städte im Kolonialgebiet Siziliens – sind immer geschlossene Steinaufbauten im Gegensatz zur frei sich entwickelnden Natur. Es herrscht die einfache, geometrische Linie, die klar sich türmende Gruppe. Wir staunen über die Großlinigkeit und Großräumigkeit der antiken Stadtplätze. Aber wir staunen auch über die linienhafte und gemessene Art der Wohnquartiere, die oft über die Unebenheiten der Natur hinweggeht. Freilich der Weg ist lang, der zu dieser abgeklärten Gestaltung führt, wie auch die Zeit lang ist, die zu dem abgeklärten Menschen des antiken Griechentums geführt hat. Wenn man die einzelnen Schichten der übereinanderliegenden Reste antiker Städte bei den Ausgrabungen freilegt, dann sieht man, wie die Stadt im Laufe der Jahrhunderte von der Enge, der Unklarheit, dem Zufälligen sich entwickelt zu dem Weiten, Klaren, Zielbewußten. Wie die Materie überwunden wird, und die Stadt Ausdruck des strebenden, klarenden Geistes wird. Wie gerade der hellenische Geist die Stadtform zu dem fast vollendeten Rhythmus führt, der dann Beispiel für die übrige antike Welt und mittelbar für uns wird. Die Römer übernehmen die Grundzüge der hellenischen Stadt. Aber sie geben ihr sofort etwas von dem römischen Menschen, von seiner robusten Einfachheit und militärischen Strenge. Das quadratische römische Lager wird Muster der römischen Stadt. Lager und Stadt verschmelzen. Die geradlinige Umgrenzung des Lagers,

die sich auf dem Prätorplatz schneidenden Lagerstraßen bilden ohne weiteres auch eine gute Anordnung für die bürgerliche Stadt. Wir dürfen uns nicht von den efeuüberwachsenen Ruinen beirren lassen, die antike Stadt etwa für ein bewußt malerisches Gebilde zu halten. Antike Städte mit gekrümmten Straßen sind Ausnahmen; solche Anordnungen entstehen nur unter starker Druck örtlicher Gegebenheiten.

Und klar wie die äußere Gestaltung ist auch die soziale Einteilung der Stadt. Die Bezirke der Götter, die Foren als öffentliche Versammlungs- und Verkaufsräume, die Quartiere der verschiedenen Bürgerklassen, die Unterkünfte der Hörigen: alles ist genau eingeteilt. Es gilt im späteren Rom fast als Verfallserscheinung, daß im gleichen Baublock an den Straßen die „domus“ der reichen Bürger, und im Blockinnern die „insulae“ der Plebejer sind. Das ist tatsächlich ein Verfall; denn die Anordnung hat ihren Ursprung in der spekulativen Ausnutzung des Baublocks durch den besitzenden Bürger.

Die klare Einteilung der antiken Stadt ist durch die völlig andere Stadtstruktur bedingt. Die Stadt ist zugleich Staat. In ihr ist alles untergebracht, vom König oder der herrschenden Plutokratie bis zur rechtlosen Masse der Hörigen. Die Stadt muß auf kleinstem Raum alles enthalten, was zum Organismus menschlich-staatlicher Gemeinschaft erforderlich ist. Die bauliche Struktur dieser „Staatsstädte“ ist der Ausdruck ihrer geschlossenen Macht. Man spricht von Athenern und Spartanern, deren Taten und Wesen einer Reihe von Jahrhunderten ihren Stempel aufgedrückt haben, und deren Erbe noch heute wirkt. Dabei muß man sich bewußt sein, daß dieses „Volk“ eigentlich nur in einer Stadt konzentriert ist, sogar in einer räumlich recht begrenzten Stadt. Wenn man sich das vor Augen hält, kann man sich einen Begriff von der Bedeutung dieser antiken Staatsstädte auch in baulicher Hinsicht machen. Das attische Land ist im Vergleich zu Athen fast wesenlos, sicherlich in kultureller, wirtschaftlicher und baulicher Hinsicht. Es wird überwiegend von Bauern bewohnt, die in einem stark abhängigen Hörigkeitsverhältnis zur Stadt stehen. Sie haben das Land zu bestellen und Korn an die Stadt zu liefern, damit die Herrin Athen leben kann. Diese machtpolitisch und kulturpolitisch überragende Stellung der antiken Städte ist etwas in der ganzen Weltgeschichte Einziges und Einmaliges. Alle äußere und innere Macht ist auf die Stadt als Punkt zusammengefaßt und findet in der Gestaltung der Stadt ihren stein-, gold- und elfenbeingewordenen Ausdruck. Selbst in der höchsten Blütezeit athenischer oder lakonischer oder böotischer Macht ballt sich der gesamte Einfluß dem Namen und der Tat nach in Athen, Sparta, Theben zusammen.

Und diesen geschlossenen, hehren, man könnte sagen, anspruchsvollen Charakter der Stadt nehmen die Griechen auch mit hinaus in ihre Kolonialstädte, gleichgültig, ob die ionischen Athener in Kleinasien ein Ephesus, Milet, Priene gründen oder die dorischen Spartaner auf Sizilien ein Messana, Syrakus, Agri-

gentum. Noch heute stehen wir vor den Resten dieser antiken Städte als vor Gebilden bewundernswerter städtebaulicher Einheitlichkeit. Die Götter erhalten das der Lage nach beste Gelände; dann folgt bevorzugt die Agora mit den öffentlichen Gebäuden, dann das Gebiet der Bürgerquartiere. Diese Kolonialstädte haben – zunächst jedenfalls – eine einheitliche Bürgerschicht. Auch sind es Städte einer einheitlichen, planmäßigen Gründung, so daß die Dreiteilung in die Bereiche der göttlichen Verehrung, des öffentlichen Wirkens, des bürgerlichen Wohnens sehr klar zur Durchführung gelangt. Auch diese kleineren Kolonialstädte sind zudem, ähnlich wie ihre großen Mutterstädte, staatsrechtlich unabhängige Gebilde, und dementsprechend baulich und wirtschaftlich selbständig, wenngleich von ihnen nicht eine solche machtpolitische und kulturpolitische Wirkung ausgeht wie von den Stammstädten der Heimat.

Es gilt, den weit verbreiteten Irrtum zu beseitigen, als ob die Städte des Altertums oder des Mittelalters aus bäuerlichen Ansiedlungen hervorgegangen wären. Das trifft nur in wenigen Ausnahmefällen zu. Die überwiegende Zahl antiker wie mittelalterlicher Städte sind entweder aus wichtigen Verkehrs- und Handelsknotenpunkten entwickelt oder sie sind, wie die griechischen und ostdeutschen Kolonialstädte, planmäßige Gründungen. Es ist beachtlich, wie stark der arischen Völkerfamilie der stadtgründende Wille innewohnt, etwa im Gegensatz zu den slawischen, semitischen oder anderen Völkerfamilien. Diese sind mehr Wandervölker oder doch Völker, denen das Nomadenblut so tief sitzt, daß sie im allgemeinen über bäuerliche Ansiedlungen nicht hinauskommen. Es ist erstaunlich, wie die Art der griechischen Kolonialstadtgründungen sich mit der Art der ostdeutschen Stadtkolonisation deckt. Dort wie hier zieht ein „Lokator“ hinaus, der mit bestimmtem Stammesrecht und mit angeworbenen Siedlungslustigen im Auftrag seiner Heimat tätig ist. Am vorher untersuchten Ort wird ein allgemein verwendetes, aber der Ortslage angepaßtes Stadtschema abgesteckt. So haben alle diese Städte den gleichen rechteckigen, gradlinigen Grundtyp, wobei Klima, Lebensart und Arbeitsgewohnheit gewisse Abwandlungen ergeben, übrigens viel weniger Abwandlungen, als die doch sehr verschiedenen Örtlichkeiten es an sich gefordert hätten.

Über die vormittelalterliche Gestaltung der deutschen Stadt sind wir wenig unterrichtet. Die Reste der in Germanien von den Römern angelegten Städte sind im Sturm der Völkerwanderung verschüttet. Nur mühsam können wir die alten römischen Lagergrundrisse etwa in Köln, Regensburg oder Trier ermitteln. Selbst in Trier ist der tatsächliche Rest römischer Stadtgestaltung bescheiden. Auch die frühmittelalterlichen Stadtreste in Deutschland sind gering. Das wenige Erhaltene zeugt von dem karolingischen Streben, ravennatische Eigenheit mit germanischer Strenge zu verschmelzen. Die überwiegende Menge der Bauten jener Zeit, vor allem der Wohnbauten, besteht aus Holz. Die germanische Art des reinen Holzbau ist noch nicht überwunden; sie ist zu fest mit der germanischen

nischen Gewöhnung an den Wald verquickt, als daß der verhältnismäßig kurze römische Einfluß einen grundlegenden Wandel hätte veranlassen können. Es ist überhaupt nicht germanische Art, so schnell das Wesen der Fremden zu übernehmen. So ist es nicht ohne tiefen Grund, daß die römische Bauweise damals nicht unmittelbaren Eingang nach Deutschland findet, daß vielmehr der Weg über die von nordischem Geist schon beeinflußte ravennatische Baukunst geht. Dieser Weg ist nur erklärlich, weil die deutschen Könige auch Herrscher Italiens sind; die Bauweise bleibt also im Reich. Wie groß das Widerstreben gegen die Übernahme römischer Stadtbauart ist, können wir auch daraus entnehmen, daß die in Deutschland erhaltenen römischen Stadtreste von den Germanen nicht einmal in ihrer Gesamtlage übernommen werden; die Germanen siedeln sich *außerhalb* des römischen Lagergrundrisses an. Der gleichmäßige, umfriedete, verhältnismäßig enge Grundriß der römischen Lagerstadt ist – damals jedenfalls noch – dem deutschen Wesen fremd. So zeugt auch die nicht erhaltene, nie Stein gewesene deutsche Ansiedlung jener Zeit für das deutsche Wesen.

Erst nach der Völkerwanderung, als der suchende germanische Geist wenigstens räumlich zur Ruhe kommt, beginnt die germanisch-deutsche Stadt feste, steinerne Formen anzunehmen. Aber nun entwickelt sie sich völlig aus eigenem Wesen. Wohl zeigen auch in Deutschland die klassischen Stilformen aller Jahrhunderte verwandtschaftliche Bindungen zu Italien, aber auch zu Frankreich und anderen Ländern. Doch der deutsche Städteaufbau in seiner Gesamtform ist so typisch deutscher Eigenart wie wenige Erscheinungsformen. Das gilt für die langsam entstandenen Städte Westdeutschlands ebenso wie für die einheitlich gegründeten Städte Mittel- und Ostdeutschlands. Vielfach zeigen letztere trotz der dem Süden nahe kommenden Grundrißgestalt das Wesen der deutschen Stadt besonders rein und typisch. Will man die deutsche Stadt jener Zeit als Spiegel mittelalterlicher deutscher Art recht erkennen, dann muß man diese Art selbst verstehen.

Fast in stärkerer Weise als in anderen Ländern unterscheidet sich der *deutsche Städter* in seiner Eigenart vom deutschen Bauern. Daß die deutschen Städtebünde oft mit den Bauernbünden im Waffenkampf liegen, ist ein bezeichnender Ausbruch dieser Gegensätzlichkeit. – „Stadtluft macht frei!“ Ein Landmann, der aus seiner Hörigkeit zur Stadt kommt und dort unangefochten lebt, erlangt damit die Freiheit seiner Person und seines Besitzes. Man muß sich die ganze Tragweite dieses programmatischen Satzes vor Augen halten, um die Überlegenheit des Städters über den Bauern zu verstehen. Gewiß hat fast jeder städtische Handwerker oder selbst Händler jahrhundertelang einen kleineren oder größeren landwirtschaftlichen Betrieb nebenbei. Es ist also durchaus nicht so, als ob landwirtschaftliche Beschäftigung an sich etwas Minderes wäre (wie vielfach für den Städter der späteren Antike). Aber der städtische Beruf überwiegt an Wert und Einfluß. Vor allem die handwerklichen Berufe sind die eigent-

lichen Träger der städtischen Entwicklung. Immer fester schließen sich die Innungen und Zünfte zusammen. Immer größer wird der Einfluß ihrer Meister. Das Werden der mittelalterlichen deutschen Stadt ist zum großen Teil von diesen Kämpfen der Zünfte gegen die alten Stadtherren, weltliche wie geistliche, eingenumen.

Zu den Handwerkern gesellen sich die Kaufleute und Händler, die in zunehmendem Maße an der Stadtmacht teilnehmen. Sie werden dank ihrer Wohlhabenheit und Weltgewandtheit allmählich die einflußreichsten Leute der Stadt, mit der Zeit ihre neuen Patrizier. Da bricht die Macht der alten adligen und geistlichen Stadtherrn. Die Gilden und Zünfte, die Bürger in des Wortes allerbester Bedeutung, werden selbst die „Bürgerherrn“. Immer vornehmer und einflußreicher werden die Zunftmeister und Gildenvorsteher; immer deutlicher bilden sie sich zum neuen Feudalgeschlecht, neben dem die alten Adligen und Feudalherrn an Einfluß verlieren.

Auch *auf kulturellem Gebiet* steigt ihre Bedeutung ständig. Im frühen Mittelalter liegt die eigentliche Gelehrsamkeit und Bildung allein in den Händen der Geistlichen, in den Klöstern und Stiften. Nur dort hat auch die Kunst ihre Pflegestätte. Das wird langsam in den mittelalterlichen Städten anders. In ihren Mauern entstehen allenthalben Lateinschulen, dann auch Universitäten und sonstige Bildungsstätten. Die Stadt wird Träger der allgemeinen Bildung und tritt damit in einen immer tieferen Gegensatz zum Land. Damals gibt es auf dem Land keinerlei Schulen; auch Lesen und Schreiben lernt man nur in der Stadt. – Und bald werden die Städte auch die Pfleger und Auftraggeber für alle schönen Künste. Zunächst nur für die Baukunst. Die Rathäuser und Zunfthäuser, die Stadtkirchen und Spitäle gehören zu den schönsten Schätzen deutschen Kunstschaffens. Bald gesellen sich auch die Malerei und Bildhauerei hinzu, als Begleiterin der Baukunst und in selbständigen Werken. Nur die Musik bleibt während des ganzen Mittelalters in den Händen der Kirche. Es ist, als ob das deutsche Bürgerwesen noch nicht reif sei für diese unsichtbare, tiefste und schönste aller Künste. – Wenn wir heute durch die noch erhaltenen Teile unserer mittelalterlichen Städte wandern, so stehen wir mit Bewunderung vor dieser Fülle künstlerischen Wollens und Könnens. Jenen biederden Handwerksmeistern genügt es nicht, ihr Haus, ihren Kirchenstuhl, ihr Gerät, nur zu schaffen; nein, es soll in den schönsten Formen geschaffen sein, die die besten Künstler der Zeit gestalten können. Kaum je wieder hat es in Deutschland eine solche breite Fülle schlichter und doch kunstbegeisterter Auftraggeber gegeben wie in diesen Städten des späteren Mittelalters.

Immer mehr steigt auch *der weltliche Einfluß* dieser Städte. Nicht nur, daß sie das Regiment in der Stadt selbst innehaben, auch nach außen nimmt ihre Machtstellung zu. Es entstehen die mächtigen mittelalterlichen Städte, die bald allerhand Rechte und Freiheiten von den Landesherren fordern und erhalten.

Es entstehen die freien Reichsstädte, die nunmehr alle weltliche Gewalt besitzen und den Ländern gleichgestellt sind. In manchem Kampf jener Zeit suchen die Fürsten mehr die Hilfe der freien Reichsstädte zu gewinnen als die Gefolgschaft ihrer Grafen und Großen. Und die weltliche Macht wird noch gesteigert durch den Zusammenschluß der Städte. Da bildet sich der rheinische und der schwäbische Städtebund, und vor allem die mächtige Hanse. Blühen und Wohlstand im Innern, Macht und Kampf nach außen erfüllen diese Glanzzeit der spätmittelalterlichen Städte. Die Städter ziehen zum Kampf aus wie einst die Ritter, nunmehr gegen die Ritter. Die Städte sind eine festgefügte Macht, die von Reval bis Reutlingen, von Breslau bis Brügge reicht. Im Südwesten wird die Städtemacht unter dem Vorort Ulm vom Kaiser besonders anerkannt.

Im Maßstab dieser städtischen Entwicklung entwickelt sich der *Aufbau der mittelalterlichen Stadt*. Wir wollen diese Stadt einmal nicht historisierend und analytisch sehen, sondern unbefangen auf uns wirken lassen. Trostlos sind die Fahrwege draußen im freien Land, unsicher die meisten Gebiete. Mühsam kommt der schwere Wagen vorwärts. Da leuchtet gegen Abend aus der Einsamkeit der Gegend die Stadt auf, wie eine Rettung nach der gefährlichen Fahrt. Nur die Gesamtumrisse zuerst. Mächtig überragen die schlanken Kirchtürme das Bild; dazwischen erhebt sich der reiche Turm des Rathauses, begleitet von den zahlreichen Tortürmen der Umwallung. Und dann ersteht Giebel an Giebel die Masse der stattlichen Bürgerhäuser, umgeben von den kleineren Häusern in den Außenbezirken. Das alles wird straff zusammengefaßt durch den Mauerkranz, der mit seinen Bastionen und Wehrgängen die Stadt schützend umschließt. Und nun naht sich der Wagen dem Tor. Mächtig ragt der Turm über dem niederen Durchlaß empor; eine Grabenbrücke mit kleinerem Vorturm streckt er dem Ankommenden entgegen. Mit lautem Dröhnen poltert der Wagen durch das Tor, und mit freundlicher Ruhe empfängt ihn die leicht steigende Stadtstraße. Dann ein kleiner Platz, die Straße weitet sich, stolze Giebelhäuser säumen sie ein und geben ihr einen raumartigen Eindruck. Da ist noch lebhaftes Werken und Treiben auf der Straße; der Handwerker ist an seiner Berufsaarbeit, der Kaufmann hält seine Waren auch im Freien feil. In einer Straßenbuchtung erhebt sich der stattliche Brunnen; über dem flachen Becken steigt die schlanke Säule empor, gekrönt von einer feingebildeten Madonnenfigur. Es ist ein Kommen und Gehen beim Wasserholen. Die Straße mündet auf den Marktplatz. Die Schmalseite wird vom wuchtigen, turmgeschmückten Rathaus eingenommen. Im rechten Winkel daneben liegt das Zunfthaus der Tuchmacher, unter dessen Arkaden die beladenen Wagen sicher untergestellt sind. Rings um den Markt erheben sich breite und fein durchgebildete Bürgerhäuser, denen man städtische Wohlhabenheit ansieht. Über ihre Giebel grüßt vom benachbarten Platz der hohe, haubengeschmückte Kirchturm herüber. Und jetzt hält der Wagen vor einem behäbig gelagerten Haus an der Marktecke, über dessen

Einfahrt ein weit ausladendes, kunstvoll geschmiedetes Schild das Zeichen des goldenen Lammes trägt. – Den Wegmünden umfängt die mauergeschützte Sicherheit, die bürgerliche Geschäftigkeit, der behagliche Frieden der mittelalterlichen deutschen Stadt.

Traurig zu wissen, daß vieles von dieser städtischen Eigenart, von diesem städtischen Leben und Wirken sich durch die inneren Kämpfe seit Beginn des 16. Jahrhunderts auflöst, um dann in dem großen Kampf des Dreißigjährigen Krieges ganz zu vergehen und neuem Gestalten Platz zu machen. Mit dem Streit der Handelsaristokratien gegen die Handwerkszünfte fängt es an; es folgen die Kämpfe der Städter gegen die Bauernbünde und die Fürsten; und es folgen die Religionskämpfe aller gegen alle. Schneller als die Städte erholen sich die Fürsten aus dieser Ohnmacht und Verarmung. Der von Frankreich herüberkommende Gedanke des absoluten Herrschens gibt den Fürsten, auch den kleinsten, neuen Einfluß und neue Betätigung. Nicht mehr aus dem Wesen der Stadt heraus, aus dem Wollen der Zünfte und Gilden, aus dem Rat der Ratsherren bildet sich die Stadt neu, sondern *aus dem absoluten Willen fürstlicher Macht*. Da ist es vorbei mit der Vielgestaltigkeit und Buntscheckigkeit der deutschen Stadt; Einheitlichkeit und Herrscherwille treten an ihre Stelle. Die Fürsten schaffen sich ihre Residenzen, große repräsentative und kleine repräsentative. Immer ist es der Fürsten befehlender Wunsch, öfter ihr wunschreicher Befehl, der den neuen Stadtgebilden Gestalt gibt. Die Fürsten übersehen auch schneller als die Städte, die noch stark an dem Überkommenen festhalten, daß die umschnürende Wehrbefestigung ihren Wert gegenüber den neuen weittragenden Geschützen verloren hat, daß die Stadt sich hinausdehnen kann in das offene Land. Jetzt beginnen die Außengebiete der Städte die bevorzugten Wohngebiete zu werden, während bis dahin die Patrizierhäuser in der Stadtmitte, am Markt, standen, und außen an den Mauern die dürftigsten Wohnquartiere waren.

Will man die Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts verstehen, so muß man diese neue Art fürstlicher Denkweise und fürstlichen Machtwillens als Ursache und Träger in Rechnung stellen. Sehr mannigfach sind die herrschenden Machtquellen im Mittelalter, besonders gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts. Da sind der Kaiser, die Kurfürsten, weltliche wie kirchliche, die Herzöge, Grafen und Burgherren, die Städte, vor allem die freien Reichsstädte, die Bistümer, Stifte und Klöster. Das ist ein unübersehbares Durcheinander von Regierungsgewalten, Rechten, Privilegien aller Art. Nur die fast mystische Macht der mittelalterlichen Kirche und ihre beherrschende Mystik können dieser Zeit, können dem Geist und der Kunst einen, wenn auch vielgestaltigen, so doch innerlich einheitlichen Ausdruck verleihen. Aber mit der Mystik der Kirche ist es durch die blutigen Religionskriege, vielleicht schon durch den unduldsamen Fanatismus eben dieser Religion vorüber. Um so mehr erhebt nicht nur die Kirche alle ihre weltlichen Rechtsansprüche; sondern die vielen weltlichen Gewalten, frei einer in-

ren kirchlichen Bindung, erheben ihre berechtigten oder unberechtigten Forderungen. Der Boden für eine notwendige Zusammenfassung aller dieser Gewalten bereitet sich selbst vor. Und wenn die Fürsten sich von all diesen mannigfachen Nebenregenten frei machen, absolutistisch werden, so nur, weil sie sich als erste von dem blutigen Streit der Geister erholen. Wollen sie dem Land nützen, so müssen sie wirklich Herrscher werden und können ihre Rechte nicht weiterhin mit all den vielen Nebeneinflüssen teilen. Und zu allen Zeiten hat der persönliche Herrscherwille nach dem sichtbaren Ausdruck seiner Macht gestrebt, nach dem Bauen im größten, oft zeitlich nicht notwendigen Maßstab.

So werden die *fürstlichen Stadtgründungen*, Stadterweiterungen, Schloßbauten, Militäranlagen bewußter Ausdruck der fürstlichen Geisteshaltung, und da diese Geisteshaltung alleinbestimmend ist, auch Ausdruck der Zeit selbst. Mit dem kleinen Freudenstadt im Schwarzwald fängt diese fürstengeführte Stadtplanung an. Es folgen die größeren Orte wie Erlangen, Bayreuth, Ludwigsburg. Schließlich große Städte wie Karlsruhe, Mannheim, Potsdam. All diese Stadtgestaltungen zeigen auch dem ungeübten Auge, daß hier nicht mehr die Vielheit bürgerlichen Wollens, sondern die Einheit fürstlichen Willens maßgebend ist. Außerordentlich groß ist die Zahl der Schlösser, die mit rücksichtsloser Großartigkeit die alten Bauten wegwischen, ja die Natur wegwischen, um an deren Stelle den Stein gewordenen Machtwillen eines der größeren oder kleineren Souveräne zu setzen. Ebenso umfangreich ist die Menge all der Kasernen, Reithäuser, Orangerien und so weiter, die die neuen Stadtanlagen beherrschen. Aber auch die Masse der Bürgerhäuser muß auf eigenen Gestaltungswillen verzichten und sich dem Gestaltungsbefehl des Fürsten beugen. Zuerst die Hofleute und Verwaltungsbeamten, später die Bürger allgemein werden veranlaßt oder sanft gezwungen, auf billig oder umsonst abgelassenen Grundstücken Neubauten nach den Plänen der fürstlichen Hofbaukammer zu errichten. Niemals hat es eine Zeit gegeben, in der ganze Straßen und Plätze, ja ganze Stadtteile so zielbewußt einheitlich gestaltet werden wie in dieser Zeit fürstlichen Baubefehls. Man kann nicht sagen, daß dies zum Schaden des deutschen Städtebaus geschehen ist. Nur ist das Ergebnis ein völlig anderes als im Städtebau der voraufgegangen Zeit. Es ist der Ausdruck planmäßiger Zusammenfassung, einheitlicher Formgebung, oft prunkvoller Entfaltung. Während die mittelalterlichen Stadtbilder den vielgestaltigen Ausdruckswillen zahlreicher Bürger zu einer feinen Harmonie lebhafter Kontraste zusammenschlossen, gliedern sich die einheitlichen Baukörper fürstlicher Stadtgestaltung in feine Einzelformen rhythmischer Übereinstimmung auf. Mögen auch in den Menschen dieser Zeit mannigfache Sonderwünsche und Sondergedanken ruhen, alles wird ausgeglichen und überlagert von der gleichmachenden Etikette. Man lebt nicht *vor* den Häusern, auf der Straße, man bleibt *im* Hause, im umfriedeten Garten. In der Öffentlichkeit zeigt man sich gemessen, abgeklärt, wie es die Gedanken sind.

Steif, aber voll feinster Formen, wie die Menschen, sind die Häuser, die Straßen, die Städte. Aber die Menschen wie ihre Wohnungen sind freundlich, liebenswürdig, nie langweilig. Das Himmelsuchende, Himmelstürmende des Mittelalters klingt im Barock aus, um sich im Rokoko zu glätten und zu sänftigen. Die Etikette der Fürsten wird nicht nur die Etikette ihrer Bürger, sondern auch die Etikette ihrer Bauten und Städte. Durchlaucht mit seiner goldenen Staatskarosse gehört ebenso in diese Stadt wie der Kavalier mit blauem Frack und gepuderter Perücke, oder wie die reifrockgeschmückte Dame in ihrer Sänfte. Selten hat es eine Zeit gegeben, in der Mensch, Wesen und Bau in solcher Übereinstimmung sind wie im 18. Jahrhundert. Ein gleiches Fluidum betonter Zurückhaltung und gewollter Abgeklärtheit durchdringt alles. Letzten Endes will jeder fürstlich sein, auch der einfache Untertan.

Aber dann kommt die Revolution. Der fürstliche Absolutismus verschwindet. Unter schreckhaften Kämpfen wird das neue Bürgertum geboren. Die Kampfzeit an sich ist kurz. Es kommt nicht zu einer Revolutionsarchitektur oder zu einem Revolutionsstädtebau. All das will man, ebenso wie man einen neuen Kalender will. Aber Napoleon kommt zu schnell zur Größe; und seine fürstlichen Widersacher kommen zu schnell wieder zur Macht, als daß ein tiefer, klaffender Riß in der fürstlichen Bauentwicklung möglich wäre. Langsam nur flaut der fürstliche Bauabsolutismus ab, und an seine Stelle tritt allmählich der inzwischen revolutionsmüde *bürgerliche Bauwill*. Es ist ein Ergebnis der Revolution, daß man seinen Zopf ablegt; aber man rettet ihn in das Bauwesen. Beachtlich wie man diese Zeitgestaltung mit Namen so verschiedenen Ursprungs bezeichnet, und doch im Grunde immer das gleiche meint. Man geht von der Mode aus und nennt sie „Zopf“. Man geht von der Herrschaft Napoleons aus und nennt sie „Empire“. Man geht von den Menschen aus und nennt sie „Biedermeier“. Aus der überlieferten, überfeinerten Mode des sterbenden Rokoko, aus dem starken und durch Napoleon wieder gestärkten Machtbewußtsein der Fürsten, aus dem neu entstandenen Einfluß des einfachen, „bürgerlichen“ Menschen setzt sich diese Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts zusammen. Und der bürgerliche Einfluß als Folge der Revolutionen erweist sich letzten Endes als der stärkste und verleiht dieser Zeit mehr und mehr ihren Ausdruck. Späterhin hat man dieses Bürgertum als das etwas bescheidene Ergebnis der großen Revolution bisweilen für gering erachtet; man hat auf die französische Julirevolution oder die Länderrevolutionen von 1848 ein wenig lächelnd herabgesehen. Aber das Bürgertum jener Zeit zeigt eisernen Fleiß, beste Bildung und nationale Grundeinstellung. Man ist nicht mehr mystisch versenkt oder kriegerisch rauh wie im Mittelalter. Man ist nicht mehr spielerisch-weich oder prunkvoll-prätentiös wie im 18. Jahrhundert. Jetzt ist man praktisch, gleichmäßig, bescheiden. Man will nicht mehr sein, als man scheint; aber man will auch nicht mehr scheinen, als man ist. Die sozialen Probleme der vergangenen Jahrhunderte sind

durch die Revolutionen zu einem wesentlichen Teil ausgeglichen; die künftigen sozialen Probleme sind noch nicht akut. Die Struktur der städtischen Bevölkerung ist so gleichmäßig wie selten vorher und wie dann nicht wieder. So sind die Menschen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und so ist ihre Stadt. Schlicht und fein; aber nicht neuer Ideen und Ziele voll. Wenn man durch die Straßen jener Zeit in Bonn oder in Stettin, in Oldenburg oder in Schwerin geht: es ist allenthalben der gleiche Grundzug. Manche Gründungen zeiteigener Art, wie die der Herrenhuter Gemeinden, zeigen dies Typische besonders rein. Vor allem das zweigeschossige Reihenhaus ist diesem Städtebau eigen. Ganz einfach sind diese Häuser; und doch entbehrt keines einer betonten Türumrahmung, einer überlegten Gliederung der Flächen, eines sorgsam gezeichneten Ornaments. Es ist die letzte Zeit wirklichen handwerklichen Könnens und natürlich-richtigen Empfindens. Und wie die bauliche Einzelheit, so ist auch die städtebauliche Gesamtgestaltung jener Zeit. Da ist keine prahlerische Weitspurigkeit wie in der vergangenen Epoche, aber auch keine Überenge wie früher aus Gründen der Fortifikation und später aus Gründen der Spekulation. Es ist auch in städtebaulicher Hinsicht die Kunst des Gleichmaßes. Wie oft ist diese Bürgerstadt oder Kleinstadt der Wunschtraum unserer Tage. Besonders die Besinnlichen unter uns sehnen sich nicht selten aus der Wirrnis und dem Hasten unserer Großstadt-Zeit nach dieser Stadt der Romantik, die ihnen so etwas vom Typ des wahrhaft Guten und Schönen zu sein dünkt. —

Die *Ursachen der Großstadtbildung* sind oft geschildert. Hier kommt es vornehmlich auf die inneren Zusammenhänge zwischen der Menschheitsentwicklung und der Siedlungsentwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Für die allgemeinen Gründe genügen einige Stichworte: die neuen Kraftquellen (Dampf und Elektrizität), die neuen Verkehrsmittel, die neuen Maschinen, die neuen Nachrichtenübertragungen ermöglichen eine bis dahin unmögliche Konzentration der Arbeit und der Menschen. Gleichzeitig bringen die neuen Wege der Volkswohlfahrt, der Hygiene und Medizin eine bis dahin nicht geahnte Bevölkerungszunahme. Die Einwohnerzahl Deutschlands steigt von etwa 25 Millionen nach den Napoleonischen Kriegen auf etwa 36 Millionen um die Jahrhundertmitte, auf etwa 56 Millionen zu Beginn des neuen Jahrhunderts, auf etwa 65 Millionen zur Zeit der Weltkriege. Die Bevölkerungsdichte Deutschlands je Quadratkilometer beträgt 1800 etwa 45, im Jahre 1900 etwa 104, 1939 etwa 168 und heute im Bundesgebiet etwa 196 Einwohner. Dieser gewaltige Bevölkerungszuwachs wird überwiegend von den Städten aufgenommen. Im Jahre 1800 lebt nur ein Viertel der deutschen Bevölkerung in Städten, dagegen leben drei Viertel auf dem Lande. Im Jahre 1900 lebt bereits mehr als die Hälfte in Städten. — Im Jahre 1800 gibt es nur eine deutsche Stadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern (Berlin); im Jahre 1900 leben mehr als neun Millionen Deutsche in Großstädten; es gibt deren etwa vierzig. Noch

deutlicher erweist sich der gewaltige Wechsel, wenn man die Strukturänderung der Bevölkerungs-Beschäftigung vergleicht: zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind etwa 70 Prozent aller Berufszugehörigen in der Land- und Forstwirtschaft tätig, nach dem deutsch-französischen Krieg sind es etwa 40 Prozent, nach dem ersten Weltkrieg nur noch 23 Prozent, heute im Bundesgebiet etwa 18,5 Prozent. Und umgekehrt ist es mit der Zahl der Berufszugehörigen von Industrie, Handel, Handwerk und Verkehr: zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind etwa 20 Prozent aller Berufszugehörigen in Deutschland in diesen Berufen tätig, nach dem Kriege von 1870/71 bereits 45 Prozent, nach dem ersten Weltkrieg 58 Prozent. Die heutige Entwicklung ist noch nicht zu übersehen.

Wäre diese gewaltige Umbildung planmäßig gelenkt und in sozialem Sinne durchgeführt, so wären vielleicht – vielleicht – tragbare Großstadtformen entstanden. Tatsächlich aber ist nicht der Staat Träger dieser in der Menschheitsgeschichte fast einzigartigen Umschichtung und Umsiedlung, sondern die einzelne Industrie und die einzelne Stadt. Im Grunde auch nicht einmal die einzelne Stadt, sondern die Mehrheit der Stadtverordneten-Versammlung nach dem Dreiklassen-Wahlsystem¹. Man steht heute erschüttert vor der Teilnahmslosigkeit des Staates gegenüber der gewaltigen Binnenwanderung, die die Berufsschichtung und die Geschicke Deutschlands für weite Zukunft entscheidend beeinflußt. Für die erste Zeit nach 1870 kann man allenfalls geltend machen, daß der Umfang der Industrialisierung und der Konzentration nicht zu übersehen ist. Aber was will man für die Zeit von etwa 1900 ab geltend machen? Etwa nur den liberalen Geist der Zeit, der keinen Eingriff gestattet? Mit dieser Begründung kann man jedes Chaos entschuldigen. Es grenzt an das Unverständliche, daß es selbst nach dem ersten Weltkrieg nicht möglich ist, in Deutschland ein vernünftiges Städtebaugesetz durchzubringen, das wenigstens die schlimmsten Mängel in der Entwicklung der Großstädte verhindern kann. Es ist schwer begreiflich, daß noch im Jahre 1930 das oberste deutsche Gericht, das Reichsgericht, im Prozeß eines Berliner Grundstücksbesitzers gegen die Stadt Berlin das bekannte Urteil fällt, wonach die Stadt nicht berechtigt sei, irgendwelche Grundflächen als „Grünebiete“ festzusetzen, ohne den vollen Kaufwert (also wohl den künftigen Baulandwert) *sofort* zu zahlen, auch wenn an der privaten Benutzung des Grundstücks als Wiese gar nichts geändert werden soll! – Das Reichsgericht beruft sich hierbei auf den formalen Wortlaut der Gesetze. Und erst eine Notverordnung des Reichspräsidenten mit Gesetzeskraft muß lösend und erlösend eingreifen.

Aber diese gesetzlich geheiligte Spekulation ist im Grunde erst eine Folgeerscheinung der Großstadtentwicklung, nicht ihr Anlaß. Die Großstädte sind ja nicht aus Spekulationsgründen entstanden, sondern infolge der technisch und wirtschaftlich geänderten Arbeitsvoraussetzungen. Der Mensch jener Zeit sucht

¹ Vgl. Seite 51–52.

die Großstadt; er *will* gerade das, was ihm die Großstadt „bietet“. Anfangs jedenfalls, bis das Erwachen kommt. Um diese Großstadt zu wollen, muß sich *der Mensch stark geändert* haben. Und das ist tatsächlich der Fall. Hierbei stehen Ursache und Wirkung in solch mannigfacher Wechselbeziehung, daß Anlaß und Folge oft nicht voneinander zu trennen sind. – Die Menschen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind von einer gewissen Gleichmäßigkeit und Einfachheit. Auch diese Zeit hat ihre inneren Kämpfe. Erinnert sei nur an die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung der Stadtverfassung und der an sich gut gemeinten Bauernbefreiung. Erinnert sei nochmals an das Streben jener Zeit nach unbedingter Freiheit, das in der autokratischen Willkür vieler Fürsten eine ständige Nahrung erfährt. Aber noch ist in Stadt und Land die Landwirtschaft mit ihren Nebenbetrieben das ausschlaggebende Erwerbsmoment; und selbst Gewerbe und Handwerk sind zumeist noch von landwirtschaftlicher Betätigung begleitet. So ist der Mensch im Grunde seßhaft, ergebunden, trotz seines etwas lärmenden Freiheitsrufens eher konservativ in des Wortes eigentlichem Sinne. Auch die ersten industriellen Großanlagen ändern den Menschen noch nicht. Rein äußerlich schalten sich diese Werke harmonisch in das Ortsbild und in die Landschaft ein. Die Fabrikanlagen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehören zu den besten Bauwerken jener Zeit und gelten uns heute oft als Muster guter Bauweise. So wenig also diese Bauten unverwurzelte, lieblose Industriebauten in des Wortes schlechter Bedeutung sind, so wenig sind die dort Tätigen, auch wenn sie von weit her kommen, wurzellose Industriearbeiter. Hiergegen wirkt schon die damals noch überwiegend übliche bodenverbundene Wohnungsform. Man denke nur an die Unterbringung der Bergarbeiter des rheinisch-westfälischen Steinkohlengebiets in ihren halblandwirtschaftlichen „Kotten“. Aber mit immer zunehmender Zusammenballung der Industrie in den Großstädten hört diese Art der Unterbringung bald auf. Besonders in Mittel- und Ostdeutschland überläßt man die Wohnungsfrage fast ausschließlich der privaten Bodenspekulation und Bauspekulation. So muß sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein erheblicher Teil der großstädtischen Industriearbeiterfamilien mit einer Wohnung begnügen, die nur aus Küche und *einem* Zimmer besteht, vielfach sogar nur aus einem Raum. Der Großstadt-mensch dieser Wohnungen wird dem Boden entfremdet, und mit dem Boden der Heimat und dem Vaterland. So wird dieser industrielle Großstadtmensch in seinem ganzen Wesen, vor allem auch politisch, ein anderer. Die Arbeit wird allzu mechanisch und geistötend. Und für eine angemessene Freizeitbeschäftigung, die zum Ausgleich dienen könnte, fehlen fast alle Voraussetzungen. Die Wohnungen sind unzureichend, Gartenland ist vielfach nicht vorhanden; für gute Zerstreuungen fehlen Gelegenheit und Mittel. Kinos, über deren Geeignetheit zum geistigen Ausgleich man freilich streiten kann, gibt es damals noch nicht. So wird auch die Freizeit geistötend. Ein im Grunde unzufriedener, ge-

langweilter, politisch unfester Mensch ist die Folge dieser Großstadtentwicklung. Daß dieser Mensch auch gesundheitlich dem Landbewohner nachsteht, ist ohne weiteres erklärlich. Es ist der Mensch der Vermassung; nur die Masse gilt in der Politik, in den Vergnügungen, im Elend.

Während in allen Zeiten, wenigstens in allen gesunden Zeiten, der Mensch sich seine Wohnstätte, seine Stadt formt, formt jetzt die Stadt ihre Menschen. Der leblose Stein muß den lebendigen Menschen verderben, wenn die Materie so stark wesensbeeinflussend wird. Man braucht nur einmal vom Flugzeug aus solch moderne Großstadt zu überschauen, um sich über die Wirkung klar zu sein, die dieses selbstgeschaffene Gefängnis auf den Menschen ausüben muß. Man verläßt das Land, weil die Wohnungen dort schlecht und die Löhne niedrig sind. Es lockt die Stadt mit ihren großen Wohnhäusern und ihren hohen Löhnen. Daß aber Hunderte in einem solchen Miethaus wohnen, während man auf dem Lande wenn auch dürftig, so doch zumeist allein gehaust hat; und daß Miete, Kleidung, Ernährung ganz andere Summen in der Stadt verschlingen: das bemerkt man erst allmählich. Freilich bietet die Großstadt mehr Abwechslung und Bildungsmöglichkeit als das Land. Die Großstadtmenschen werden vielseitiger, beweglicher, anstelliger. Die Landbewohner bleiben einseitiger, schwerfälliger, langsamer. Aber der neue Großstadtbewohner ist nicht mehr der gelassene, selbstbewußte, heimatstolze Bürger früherer Städte; eher kann man die gegenteiligen Eigenschaften finden: er wird unruhig, prahlerisch, heimatlos. Die erste Generation, die vom Lande hereinkommt, hat noch ihren gesunden Kern, so daß die geschilderten Großstadteinflüsse sich nicht bis zum äußersten geltend machen. Aber die in der Großstadt geborene Generation zeigt in ganzer Schärfe diesen neuen Typ Mensch. Das Massenmiethaus formt den Massenmenschen. Mit diesem Menschentyp zieht Deutschland in den Weltkrieg von 1914/1918.

Die Oberste Heeresleitung erkennt die inneren Zusammenhänge zwischen der Änderung des deutschen Menschen durch die Großstadt und dem deutschen Kriegsschicksal durchaus klar. Hindenburgs Erlaß, daß die Heimat für die zurückkehrenden Krieger beschleunigt und im weitesten Umfang Heime zu schaffen habe, ist nicht etwa eine leere Beruhigungsphrase, sondern der Ausfluß klarster Erkenntnis. Man kann auch trotz der heute vielfach ablehnenden Auffassung über das „zweite Reich“ nicht bestreiten, daß die Regierung von 1919 bis 1933 auf dem Gebiet des Wohnungswesens ernsten Willen zeigt. Die Zahl der jährlich erstellten Neubauwohnungen, die fast übertriebene Betonung des Flachbaus, die erheblichen finanziellen Zuschüsse kann man nicht übersehen. Das Wohnungswesen ist ein Gebiet, auf dem auch in dieser Zeit nachhaltige Arbeit geschieht. Einzelne Städte sind bisweilen gar nicht in der Lage oder gewillt, die weitgehenden Wünsche der Regierung auf Flachbau und dezentralisierte Siedlungsform zu erfüllen.

In dieser Zeit auch nimmt zum erstenmal die Erkenntnis feste Form an, daß Städtebau unserer Tage nicht mehr Städtebau im alten, engeren Sinne sein könne, sondern daß das ganze Land erfaßt werden müsse. Es bildet sich der Begriff der „*Landesplanung*“. Hierbei ist unter Landesplanung im Gegensatz zum Städtebau die Aufgabe zu verstehen, für begrenzte Gebiete die Grundlagen der wirtschaftlichen, verkehrstechnischen und baulichen Entwicklung planmäßig festzulegen. Schon immer war der Städtebau weit mehr als eine reine Bauaufgabe, oder sollte es jedenfalls sein. Die neue Form der Landesplanung aber umfaßt alle Fragen der menschlichen Betätigung und des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wirtschaft, Verkehr und Bauen werden nun zu einer großen Einheit. Alle grundlegenden Fragen eines über die einzelne Stadt weit hinausgehenden Planes nehmen erst nach 1920 feste Form an. Wenn wir heute so selbstverständlich von Landesplanung und Raumordnung sprechen, dann sollen wir auch so offen sein, der gern gelästerten Weimarer Zeit für die Gewinnung dieser Erkenntnis zu danken.

Die tieferen Gründe, die zu dieser neuen Dezentralisation führen, sind zu einem starken Grade die bewußte Abkehr von der übertriebenen Großstadtbildung. Ihre Nachteile erkennt nicht nur der Staat, sondern auch die Industrie und ein großer Kreis von Einzelpersonen aller Berufe und aller Schichten. Wenn die Verkehrs- und Nachrichtenmittel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als ein Mittel stärkster Konzentration angesehen wurden, so erkennt man sie jetzt auch als ein Mittel zweckmäßiger Dezentralisation. Die Industrien, die wirklich auf die Großstadt angewiesen sind, wie gewisse Bekleidungs- und Nahrungsmittelwerke, sind nicht groß an Zahl. Der weitere Gedanke aber, daß die Großstadt am besten eine stets verfügbare Masse von bald hier, bald dort einzusetzender Arbeitskräfte bieten könne, ist im Grunde eine grausame Verproletarisierung von Tausenden und aber Tausenden. Denn die Erfahrung zeigt, daß Depressionen sich zumeist nicht auf *eine* Industrie erstrecken, sondern leicht auf die Industrie allgemein. Und dann häuft sich das Heer der Arbeitslosen in der Großstadt auf eine erschreckende Weise. Will man die Arbeiter krisenfest machen, dann muß man sie nicht auf dem Pflaster der Großstadt konzentrieren, sondern im Gegenteil weit über das Land dezentralisieren. Man kann aber nicht die Menschen ohne ihre Arbeit dezentralisieren; also müssen die Industriewerke selbst zweckentsprechend verteilt werden. Auf dem Lande sollen die Arbeiter möglichst nicht auf *ein* Werk angewiesen sein, weil sonst bei einer Krise die Not sich besonders scharf auswirken würde. Es gibt viele Werke, für die die Bodenfrage auf dem Lande leichter zu lösen ist als in der großen Stadt. Im übrigen gibt es schollengebundene Industrien, wie die Kohlenbergwerke, die ohnehin nicht zur Stadt wandern können.

Durch diese notwendige Dezentralisation ergibt sich aber binnen kurzem ein neues Bedenken: das Land wird zu willkürlich, man kann sagen, *zu* dezentrali-

lisiert benutzt. Es geht nicht an, daß die Initiative sich bald hier bald da auf dem flachen Lande ansiedelt, für sich und die Werkswohnungen erheblichen Raum beansprucht, nicht selten der Landwirtschaft das beste Land wegnimmt. Auch mancherlei Fragen betreffend Schulen, Kirchen, Verwaltung, Polizei werden bei solch allzu zerstreuter Bebauung schwierig. Hier muß also eine ordnende Stelle einsetzen; und das kann nicht mehr die einzelne Gemeinde sein. Es kommt gerade darauf an, ohne Rücksicht auf irgendwelche Gemeindegrenzen wirtschaftlich zusammenhängende Gebiete, letzten Endes das ganze Land ordnend so zu gestalten, daß der Landwirtschaft, der Industrie und vor allem dem Menschen sein bestes Recht wird. So entstehen zuerst in den bevölkerungsreichsten Gebieten Deutschlands halbamtliche Landesplanungsvereinigungen oder -Verbände, in denen die Städte, die Landkreise, die Industrien, die Verkehrsunternehmungen in freiwilliger Form zusammengeschlossen sind. Nicht von allen Stellen wird die Notwendigkeit und der Vorteil dieser ordnenden und vorausschauenden Arbeit alsbald anerkannt, insbesondere nicht immer von der Industrie. Denn das Wirken der Landesplanung kann man nicht sofort sehen wie etwa das Entstehen einer Stadt. Landesplanung ist zum großen Teil die Kunst, das Falsche zu verhüten und dem Richtigen auf weite Sicht das Gelände freizuhalten. Zu welchen oft unerfreulichen Folgen das Fehlen jeder übergemeindlichen Landesplanung führt, kann man in den Industriegebieten Belgiens leider zu gut beobachten. Dort bietet sich dem Auge vielfach ein geradezu chaotisches Durcheinander von Fabrikanlagen, Wohngebieten, Erholungsstätten. Das ist nur durch das freie, willkürliche Schalten aller Beteiligten und durch die ganz wirren, historischen Gemeindegrenzen erklärbar. Auch das deutsche Siedlungswesen leidet bis zum ersten Weltkrieg unter denselben ungünstigen Verhältnissen. Würde sich in Deutschland die Erkenntnis der Landesplanung nicht durchgesetzt haben – zum erheblichen Teil gerade durch die Erfahrungen des ersten Weltkriegs – so würde sich auch hier das Chaos immer weiter gesteigert haben.

Zwei Dinge also schafft die Zeit nach 1918 im deutschen Siedlungswesen, einmal beschreitet sie den neuen Weg der Landesplanung und ferner läßt sie gegenüber der Vorkriegszeit eine ungewöhnlich große Anzahl gesunder Kleinwohnungen entstehen. Die erste Arbeit ist ein Wirken auf lange Sicht und wird nicht sofort erkennbar. Aber wie steht es mit der gewaltigen Zahl der Wohnungen, oft 200 000 und mehr in einem Jahr! In der Zeit von 1919 bis 1932 wurden in Deutschland insgesamt 2,8 Millionen neuer Wohnungen erbaut; das ist mehr als ein Sechstel des deutschen Wohnungsbestandes, der 1932 etwa 16,4 Millionen beträgt. Ein sehr erheblicher Teil dieser Wohnungen wird im Flachbau errichtet; erfordert also neue Straßen, oft völlig neue Stadtteile. Daß im ganzen gesehen der städtebauliche und bevölkerungspolitische Erfolg dem nicht entspricht, liegt an der Eigenheit dieser Zeit und ihrer Menschen.

Das positiv Gute im einzelnen und das negative Ergebnis im ganzen spiegeln durchaus den Geist dieser Zeit zwischen den zwei Weltkriegen wider. Dem oft guten Willen des einzelnen steht eine völlige Zersplitterung der Gesamtheit gegenüber. Der Mensch dieser Zeit schwankt zwischen dem erkennenden Willen und der mangelnden Richtung. Man baut eine Fülle brauchbarer neuer Wohnungen; aber gleichzeitig steigen die Baupreise derartig, daß die Wohnungen vielfach nicht von den Bevölkerungskreisen genutzt werden können, für die sie bestimmt sind. Bis zu welch falschen Zielen der gesunde Grundgedanke abirrt, zeigen die sogenannten „Stadtrandsiedlungen für Erwerbslose“. Anstatt Arbeit zu beschaffen, beschafft man den Arbeitslosen ein Heim, in dem sie nach der damals allgemein angenommenen Auffassung immer arbeitslos bleiben sollen! Was sollen die Menschen in diesen Wohnungen ohne Arbeit! Sollen sie sich von 600 Quadratmeter Gartenland ernähren? So verwirrt sind die Ziele. Man beginnt sich in sein Unglück einzugraben, in diesem Falle in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Man wird Fatalist des Unglücks, und läßt dieses Unglück in Erwerbslosensiedlungen Stein werden. Man rechnet immer wieder von Amts wegen vor, daß von den fünf Millionen Erwerbslosen bestenfalls drei Millionen je wieder Arbeit erhalten können. Die übrigen zwei Millionen – mit ihren Angehörigen etwa 10 Millionen Deutsche müssen angeblich immer erwerbslos bleiben. Für sie also beginnt man allen Ernstes einen neuen Städtebau des Elends. Man argumentiert, daß diese Millionen ständig Erwerbsloser besser in einem Gartenhäuschen als in einer Mietskaserne verelenden können!

Zu einer Stadt gehören aber nicht nur die steinernen Häuser, sondern vor allem die lebenden Menschen. So müssen diese Stadtrandsiedlungen Elendsquartiere werden, wenn ihre Einwohner wirklich immer erwerbslos bleiben. Viele dieser Siedlungen werden es auch sehr schnell. Anderwärts wiederum muß man den Mut und die Selbstlosigkeit bewundern, mit denen die Einwohner an die Arbeit in ihren bescheidenen Heimen gehen. Wie viel Selbstvertrauen, wie viel Entschiedenheit, wie viel Überwindung gehören dazu, sich als dauernd aus der Erwerbsgemeinschaft ausgeschlossen anzusehen. Der Einzug in eine Stadtrandsiedlung ist doch nichts anderes als der Anfang eines neuen Nichts. Daß dabei keine großen städtebaulichen Taten entstehen können, bedarf keiner langen Erörterungen. Die Siedlung, die sich da bildet, ist leider allzu sehr Ausdruck ihrer Zeit. Man erkennt daraus, daß selbst die offene Bebauung mit weitläufigen Gärten ohne befriedigendes Ergebnis sein kann. Siedlung und Mensch sind zu innig verbunden, als daß die Gesundheit des *einen* Faktors, der Siedlung, zum Gesamterfolg hinreichen könnte.

Der Städtebau des Nationalsozialismus bringt „Achsen“. Ob es die Achse Charlottenburg–Brandenburger Tor–Schloß Berlin ist, ob es die Achse München–Hauptbahnhof nach Süden ist, ob es gar in dem entzückend stillen Weimar

die Achse herab vom Bahnhof in die Stadt ist, alles wird auf Monumentalität, Großzügigkeit, Übertreibung abgestellt. Wohl den Städten, bei denen man nur zum Abbruch alter Teile, aber nicht zum Neubau gelangt; und noch wohler den Städten, bei denen die nationalsozialistische Planung Planung bleibt. Der Nationalsozialismus glaubt, daß gewaltige Achsen, festliche Versammlungsplätze, größte Verwaltungs-, Erziehungs-, Partei- und Bürogebäude der Inhalt des Städtebaus seien. Man stellt sich unter Städtebau steingewordene Hymnen übertriebener Großartigkeit vor. Daß aber die Stadt zunächst einmal die Stätte des Wohnens und der Arbeit von Menschen ist, vergißt man über dem Monumentalitäts-Wahn. Gewiß ergeben sich aus dem Zusammenwohnen und Zusammenarbeiten vieler Menschen auch öffentliche und geschäftliche Zentren. Aber sie müssen sich ergeben; sie sind die Folge, nicht das Primäre. Man glaubt, um eine wohnungslose und menschenlose „City“ riesigster Art draußen Arbeits- und Wohngebiete gruppieren zu können. Die Hunderte von Wohnungen, die abgebrochen werden, und die Tausende von Menschen, die zunächst obdachlos werden, sollen am Rande der Stadt in Großbauten untergebracht werden. Auch diese neuen Wohngebiete sollen das Gegenteil von dem sein, was der Engländer zum Ausdruck bringt mit seinem Wort: „My home is my castle.“ Auch die Wohngebiete sollen monumental, großzügig, hochgeschossig, steinern werden. Der neue Mensch des Nationalsozialismus soll ein Mensch der Volksverbundenheit, der Öffentlichkeit sein; dem soll sich sein persönliches Leben unterordnen. Dieser Auffassung müssen auch die Wohngebiete Ausdruck geben. Daß sich aus diesem Trennen einer übermonumentalen City, der ebenfalls monumentalen Wohngebiete und der getrennt gelegenen Arbeitsgebiete eine völlig neue städtebauliche Struktur ergibt, scheint man bei den Bestrebungen um neue Achsen zu übersehen. Wie man sich Verkehrsprobleme in einer solchen Großstadt denkt, ist unklar. Tausende von Menschen sollen täglich von ihren Wohnbezirken in das gewaltige Verwaltungs-, Arbeits- und Vergnügungszentrum hinein- oder hinausströmen. Sie sollen aber auch täglich von den bewußt getrennten Wohngebieten zu den Arbeitsgebieten hin und zurück befördert werden. Man glaubt – ein Mißverständnis, das auch heute noch nicht ganz behoben ist – mit guten Straßenbahnen, Untergrundbahnen, Omnibussen und dergleichen den Menschen schnell genug hin- und herbewegen zu können. Der Mensch hat sich eben dieser bombastischen Monumentalität des Städtebaus unterzuordnen. Solcher Städtebau stellt an den Menschen schwerste Anforderungen. Aus der Geruhsamkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist bereits um 1900 der Großstadtmensch der Unruhe geworden. Jetzt wird die Großstadt immer weiter zum Herd innerer Unruhe, innerer Gegensätzlichkeit, unausgeglichener Dezentralisation.

Was an Bauten der Großstadt in dieser Zeit des Nationalsozialismus tatsächlich entsteht, ist nicht einmal immer ganz schlecht, niemals aber gut. Man

muß anerkennen, daß die Kasernenbauten der Hitlerzeit ein leidliches Mittelniveau zeigen gegenüber den Kasernenbauten der vorangegangenen Jahrzehnte. Aber nirgends zeigt sich wirkliches Können, wirkliche Individualität und wirklicher Fortschritt. Was sonst an öffentlichen Gebäuden errichtet wird, etwa die Reichskanzlei in Berlin und andere Gebäude in Weimar, München und so weiter, zeigt eine schale Monumentalität wie eine Rede mit hohlen Phrasen. Vielfach ist die Form der Bauten „auf Befehl des Führers“ entstanden. Im Grunde genommen ist das wenige, was bei bescheidenen Ansprüchen erträglich ist, ein Rückgreifen auf die Stilentwicklung um 1800, aber vergrößert und vergröbert.

Interessanterweise zeigen die Wohnbauten der Hitlerzeit kaum irgendeinen Fortschritt in sozialer oder wohnkultureller Hinsicht. Es wird anfangs nach 1933 brav weitergebaut, wie es in den vergangenen Jahren geschehen ist. Sehr schnell aber schwindet die Wohnbautätigkeit und das Interesse für die angemessene Unterbringung an den angeblichen größeren Aufgaben monumentalier Stadtgestaltung, bis sie sehr schnell in den Kriegsvorbereitungen völlig untergehen.

Auch auf dem Gebiet der Landesplanung, das heißt der Großraumgestaltung geht der Nationalsozialismus nur vom Streben nach Großartigkeit und Großzügigkeit aus. Die Autobahnen durchschneiden das Land, eine Fülle neuer Truppenübungsplätze, Aufmarschplätze und so weiter wird geschaffen. Auch die Landesplanung unterliegt dem Begriff totalitärer Auffassung. Eine Unsumme deutschen Ackerbodens und deutschen Waldes wird dieser Totalität zum Opfer gebracht, und man muß mit Schmerzen sehen, wie erschütternd groß der Verlust für oft überflüssige Anlagen ist. Man kann nur danken, daß das Tausendjährige Reich nach zwölf Jahren zu Ende ist.

Eines muß man der nationalsozialistischen Zeit zugute halten: Die Gesetzgebung dieser Epoche bringt den Städtebauern vieles von dem, was sie jahrzehntelang erträumt und ersehnt haben. Die Mehrzahl der Gesetze und Verordnungen, die heute noch oder bis vor kurzem grundlegend für die städtebauliche Entwicklung von Deutschland ist, entstammt der Zeit nach 1933, zum Beispiel das Wohnsiedlungsgesetz, die Verordnung über Baugestaltung („anständige Baugesinnung“) und so weiter. Hier wirkt sich die Unabhängigkeit des Nationalsozialismus von parlamentarischen Umständlichkeiten zweifellos günstig aus. Daß bei dem Eigentumsbegriff die Verpflichtung des Eigentums neben die Heiligkeit des Eigentums gestellt wird, ist – soweit keine Überreibungen vorliegen – sicherlich kein Fehler.

Der Krieg mit seinen starken Zerstörungen, vor allem durch Luftangriffe, unterbricht gewaltsam diese an sich großzügige, aber zu großzügige Entwicklung des deutschen Städtebaus. Die Mehrzahl aller deutschen Städte wird mehr oder weniger Ruine. Ein völlig verarmtes Deutschland steht der gewaltigsten

städtebaulichen Aufgabe gegenüber, die je ein Volk zu bewältigen hat. Dazu fehlt die überlieferte Regierungs- und Verwaltungstradition, auf der seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten auch die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung beruht. Deutschland ist zerschlagen; Preußen ist zerschlagen. Die scharfe Trennung, die zwischen der östlichen Besatzungszone und den westlichen Besatzungszonen liegt, verhindert eine einheitliche, auf Tradition beruhende Weiterentwicklung. Zudem zeigen die Länder des westlichen Bundesgebiets ein stark auseinandergehendes Streben. Und hierin wetteifern die auf älterer Grundlage übernommenen Länder mit den neu gebildeten Ländern. Erschwerend kommt weiter hinzu, daß die verschiedenen Besatzungsbehörden auch auf diesen rein technischen Gebieten Wünsche geltend machen, die nicht immer ein richtiges Verstehen deutscher Entwicklung und deutscher Aufbaunotwendigkeiten zeigen. Die amerikanischen Besatzungsbehörden betonen – wenigstens anfangs – eine souveräne Mitwirkung der Bevölkerung an der baulichen Entwicklung, die in Amerika selbst schon seit Jahrzehnten nicht mehr in dieser Form üblich und möglich ist. Die französische Besatzungsbehörde setzt einen deutsch-französischen Städtebauausschuß ein, der zwischen lieblicher deutscher Gretchen-Stimmung und französisch kühler Großzügigkeit schwankt. Die englische Militärregierung entsendet zunächst einen deutsch-englischen Städtebauer, der am liebsten aus Köln und aus Münster, aus Wesel und aus Paderborn Rechtecksysteme machen möchte, die er für „modern“ und fortschrittlich hält. Dazu kommen die vielerlei Meinungen der deutschen Städtebauer und Architekten selbst, die sich bisher noch nicht zu irgendeiner gemeinsamen Grundidee des Wiederaufbaus entwickeln. Während die meisten Länder, ob sie vom Krieg betroffen waren oder nicht, ihren Entwicklungsweg in Ruhe weitergehen, ist das in Deutschland durch die vorerwähnten Verhältnisse sehr erschwert. Hinzu kommt, was viele nicht sehen wollen, daß Städtebau keine künstlerische Angelegenheit an sich ist, sondern auf einer nüchternen, wirtschaftlichen Basis beruht, die man nicht ungestraft außer acht lassen kann. Die noch teilweise erhaltenen Straßen und städtischen Anlagen müssen aus wirtschaftlichen Gründen mindestens insoweit erhalten bleiben, als das vom städtebaulichen Standpunkt aus verantwortlich ist. Daß wir den Krieg verloren haben, hat sich noch nicht in allen Architekturstuben herumgesprochen. Erst ganz langsam finden die Städtebauer die erforderliche und vernünftige Synthese, die aus Überlieferung, Wirtschaftlichkeit, Gegenwartsfragen und Zukunftsgedanken zusammengesetzt ist. Eines muß klar herausgestellt werden: Jede Stadt, auch wenn sie zerstört ist, hat einen bestimmten Charakter, der sich aus der geographischen Lage, der landesplanerischen Gesamtgestaltung, den Wirtschaftsanforderungen und den Gewohnheiten zusammensetzt. Es ist bestimmt nicht falsch, wenn auf einer städtebaulichen Volkstagung der kurze Satz geprägt wird: Wir wollen Köln wiederhaben, nicht irgendein städtebauliches Kunstgebilde. Das gleiche muß man auch für alle

anderen zerstörten Städte sagen. So bildet sich trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten und gegensätzlichen Auffassungen allmählich doch eine gewisse Übereinstimmung im Ziel heraus, die sich gar nicht zu schämen braucht, deutsche Eigenart, Not der Gegenwart und Wünsche der Zukunft in Rechnung zu stellen. Der Zeitpunkt, in dem Stadtpläne ohne rechnerische Grundlagen mehr vom Idealstandpunkt aus bearbeitet werden, ist vorüber. Dabei muß man sich bewußt sein, daß bei dem Wiederaufbau einer Stadt oft die Erreichung eines künstlerischen Gesamtgebildes viel schwieriger ist als bei einer völlig neuen Stadtgestaltung.

Diese allmähliche Kristallisierung bestimmter Zielgrundsätze wird vielfach noch gehemmt durch stadtparlamentarische und privatrechtliche Eigenwünsche, durch die fast unüberwindbare finanzielle Lage und letzten Endes dadurch, daß nicht überall und nicht immer der richtige Städtebauer am Werk ist.

Eine der größten Sorgen ist die Aushöhlung beziehungsweise Nichtwiederbebauung der Innenstädte, unter gleichzeitiger Erschließung immer neuer Gebiete am Rande der Städte. Darin liegt eine ernste Gefahr. Es ist gewiß im Augenblick vielfach einfacher, draußen auf jungfräulichem Gelände zu bauen; das kann bisweilen sogar an sich finanziell leichter sein. Aber im Interesse der allgemeinen Wirtschaft dürfen die erhaltenen Millionenwerte in der Innenstadt nicht verloren gehen. Hierbei sollen keineswegs die teils hochgetriebenen, teils eingebildeten Grundstückswerte in der Innenstadt als Grundlage gelten. Wir werden gar nicht darüber hinweg kommen, daß Teile dieser imaginären Werte abzuschreiben sind. Aber ein normaler Grundstückswert, wieder zu benutzende Fundamente, noch vorhandene Straßen und Leitungen aller Art bilden ein so hohes Kapital, daß wir dies nicht vernachlässigen dürfen. Wird aber die Entwicklung in der bisher vielfach begonnenen Art fortgeführt, dann werden wir in Jahrzehnten eine wiederaufgerichtete Ringstadt und neue Außengebiete haben, während im Kern der Städte vielfach nur einzelne Bauten ihre endgültige Gestalt annehmen. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die City-Gestaltung eine so ausgedehnte und selbstverständliche Grundlage sei, daß man die Altstädte nur mit Rathäusern, öffentlichen Gebäuden, Banken, Bürohäusern und dergleichen restlos ausfüllen könne.

Zu erwägen ist ferner die Grenze zwischen einer vernünftigen Größenentwicklung vorhandener Städte und der Möglichkeit oder dem Streben einer Beschränkung. Seit drei Jahrzehnten sind sich Städtebauer und Wirtschaftler einig darin, daß die Stadt, also auch die Großstadt, ein lebendiges Entwicklungsgebilde ist, das man nicht in sich befehlsmäßig verkümmern lassen könne. Wenn man die Großstadt beschränken will, muß man die Ursachen ihrer Entwicklung beschränken. Das heißt, man muß Arbeitsmöglichkeiten, die nicht unbedingt an die Stadt gebunden sind, hinaus verlegen auf's Land, wo aus Kleinstädten und Dörfern ein neues Gebilde in Verbindung aus landwirtschaftlicher und

wirtschaftlicher Struktur erstehen muß. Diese „Landstadt“ kann nicht dadurch erreicht werden, daß man in einem kleinen Städtchen oder in einem Dorf *eine* Fabrikanlage mit einer Reihe von Arbeiterkleinsiedlungen errichtet. Die Struktur einer „Landstadt“ ist keine ganz einfache Sache. Ein erheblicher Teil der landwirtschaftlichen Siedlungen muß in ihrer bisherigen Wirkungsform erhalten bleiben. Will man daneben industrielle oder handwerkliche Großbetriebe einrichten, so muß man den Lebensstandard der dazugehörigen Arbeiter kennen und in der Ortsgestaltung verankern. Schulen, Berufsschulen, Bildungsstätten aller Art, Theater und Kinos, Gaststätten und Kaufläden entsprechender Form sind nun einmal Bestandteile einer Gemeinschaftsgestaltung, wenn eine selbständige Entwicklung gesichert sein soll. Der ursprünglich wohl englische Gedanke von mehr oder minder abhängigen Vororten oder Vorstädten ist keine städtebauliche Lösung auf die Dauer.

Einer genauen Überlegung bedarf die Flächenplanung der Gesamtstadt. Der überlieferte Gedanke, an *einer* Stelle, möglichst im Osten der Stadt, müsse das Industriegebiet liegen, an anderer Stelle müsse das Wohngebiet liegen, ist als überholt zu betrachten. Wir haben diesen Grundsatz jahrzehntelang als städtebauliche Wahrheit und Weisheit behandelt; sind aber nunmehr zu der Überzeugung gekommen, daß auch die Industrie und das Gewerbe in bestimmten Gruppen über das Stadtgebiet verteilt sein müssen, unter Berücksichtigung aller klimatischen und sonstigen Grundbedingungen. Die Wohngebiete müssen möglichst nahe, selbstverständlich windrichtig, zu den Arbeitsplätzen liegen. Der jahrzehntelang als unvermeidbar angesehene Pendelverkehr zwischen Arbeitsstätte und Wohnstätte ist einer der schwersten Fehler der Großstadtentwicklung seit der Jahrhundertwende. Nur wenn wir die neue Stadt oder die wiederaufzubauende Stadt in selbständige Untergebiete für Arbeit, Wohnung und Erholung einteilen, werden wir an dem zentralistischen Gebilde der bisherigen Großstädte vorbeikommen.

Nach einer Klärung verlangt die Art der Bebauung oder, allgemeiner gesagt: die Art der Siedlung. Zwischen dem Feldgeschrei der einen nach Auflösung der gesamten Wohngestaltung in gartenumgebene Kleinsiedlungen und der Mahnung der anderen nach einer gewissen Konzentrierung im Hinblick auf die hohen Kosten der Bauten selbst, der Straßen, Leitungen und so weiter dürfte die Wahrheit in der Mitte liegen. Wenn wir vom Stadtzentrum absehen, wo auch hochgeschossige Bauten durchaus verantwortlich sind, wird in den Wohn- und Außengebieten eine Mischung zwischen zwei- und dreigeschossigen Bauten baulich möglich, sozial erträglich und wirtschaftlich richtig sein. Die Forderung mancher Bauzonenordnungen nach *eingeschossigen* Zonen ist dagegen in dieser Allgemeinheit nicht unbedenklich. Gewiß können hier und da je nach dem überlieferten Bestand der Landwirtschaft und so weiter auch eingeschossige Bauten richtig sein, aber sicherlich nicht in der Form baupolizeilicher For-

derungen für ganze Gebietsteile. Die heiß umstrittene Frage, ob man aufgelockerte Blocks oder nur Zeilenbauten errichten soll, ist oben bereits behandelt. Diese Frage kann nur im engsten Zusammenhang mit der Geländegestaltung und den Lebensgewohnheiten der Bewohner von Fall zu Fall beantwortet werden.

Auch die weitere immer wieder umstrittene Frage: Flachdach, halbflaches Dach oder Steildach kann niemals Gegenstand einer generellen Entscheidung sein. In einer größeren Siedlung nahe am Rhein haben die Aufsichtsbehörden unlängst mit dem ihnen zustehenden Einfluß entgegen dem ursprünglichen Entwurf mit Steildächern ein flacheres Dach von etwa 30 bis 35° Neigung gefordert. Aber leider haben die gleichen Behörden übersehen, daß zwischen dem Bebauungsplan und der Baugestaltung ein untrennbarer Zusammenhang besteht. Die sehr weit auseinandergestellten Bauten erforderten eine dreigeschossige Bebauung oder allenfalls eine zweigeschossige Bebauung mit *steilem* Dach. Wie die Siedlung nunmehr mit dem von den Behörden geforderten halbsteilen Dach dasteht, ohne daß die Behörden eine Änderung des Bebauungsplans geprüft oder gefordert haben, ist ein städtebauliches Mißverhältnis entstanden, das in dieser Form bedauerlich ist. Auch hier also kann man wohl Ziele anstreben, nur darf man sich nicht eng an einen Teil der Gesamtgestaltung klammern. Richtig ist zweifellos, daß zumeist ein schlisches Vollgeschoß den Steildächern mit ausgebauten Wohnungen, Küche, Badeanlage usw. vorzuziehen und auf lange Sicht, das heißt in der Unterhaltung, sicherlich billiger ist.

Und noch eines spielt beim Aufbau der Städte gerade nach den furchtbaren Zerstörungen des letzten Krieges eine wesentliche Rolle; das ist die Frage der *Denkmalpflege* und der Gestaltung oder Wiederaufrichtung mehr oder minder zerstörter Baudenkmäler. Auf der einen Seite ein reiner Historizismus, der etwa den Markt einer Altstadt rekonstruiert oder ein Goethehaus in Frankfurt nach alten Kopien wieder errichtet oder gar ein altes Stadttor, das schon vor der Zerstörung völlig verschandelt war, in der nur aus alten Stichen bekannten Form wiederaufzubauen will. Auf der anderen Seite eine etwas eigenwillige Zeitgestaltung, die man „modern“ nennt. Unserer Zeit fehlt der mittelalterliche Mystifizismus, der die gotischen Dome schafft; unserer Zeit fehlt aber auch die betont sorglose Heiterkeit, die Bauten des Barocks oder gar des Rokoko entstehen läßt. *Völlig* zerstörte Kunstmale soll man nicht versuchen, in ihrer alten Form aufzurichten. Bei teilzerstörten Bauten ist es eine vielfach schillernde Einzelfrage, was und inwieweit man im Sinne der alten Bauten neu gestalten kann. Letzten Endes wird eine bewußt einfühlende Neugestaltung zumeist richtiger sein, als eine ängstlich rückschauende Kopie.

Im gesamten Aufbau unserer Tage macht sich die mangelhafte und oft nicht ausreichende städtebauliche Gesetzgebung schwer bemerkbar. Das Streben nach einem einheitlichen Aufbaugesetz führte hier zu einem Entwurf, der sicherlich

auf vielen Gebieten mustergültig ist. Aber sobald dieser Entwurf in die Regierungsstellen und Parlamente der einzelnen Länder gelangt, zerflattert er nach individuellen und politischen Wünschen. Dies geht soweit, daß selbst die einfachsten Grundbegriffe des Städtebaus in einem wirren Wortchaos untergehen: Niemand weiß nunmehr, heißt es Wirtschaftsplan, Flächenaufteilungsplan, Nutzungsplan, Generalbebauungsplan, Leitplan und wie der bunte Strauß aller Wortsfindungen der verschiedensten Dienststellen und politischen Körperschaften lauten mag. Nun versucht der Bund, ein einheitliches Städtebaugesetz zu schaffen; die bisherigen Entwürfe scheinen allerdings nicht ganz glücklich zu sein. Eine Überfülle von Möglichkeiten aller Art soll hier gesetzgeberisch zusammengefaßt werden; eine Fülle von Gedanken, Möglichkeiten und Zukunftserwägungen soll hier verankert werden. Aber es fehlt diesen Gesetzen die „stille Einfalt und edle Größe“ der alten Gesetze, die sich gerade durch ihre kurze Fassung und Knappheit auszeichnen.

Eines sei abschließend klargestellt: Städtebau kann sich nicht etwa auf die Städte im engeren Sinn beschränken oder vollends gar auf die Großstädte; die bauliche Entwicklung muß das ganze Land und andererseits auch das kleinste Dorf einbeziehen.

X. DAS DORF

Ein zu starker Gegensatz: *hie Stadt, hie Dorf* bildet zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein Problem. Der ursprünglichen Siedlung war dieser Unterschied fremd; am Anfang jeder Kulturentwicklung steht die Einzelsiedlung. Der Zusammenschluß zu Dorfgemeinschaften ist erst ein späterer Schritt. Aber schon das frühe Altertum bildet darüber hinaus die Stadt, mit Befestigungen umgürtet, mit dem Sitz mancher Gewerbe, mit staatsähnlicher Verfassung. Je mächtiger sich diese Stadtstaaten entwickeln, um so größer wird der politische und wirtschaftliche Gegensatz zwischen der Stadt und dem Land. Sehr deutlich bildet sich die geistige, kulturelle Konzentration in der Stadt aus. Man denke, wie oben ausgeführt, an das Athen eines Plato oder Perikles. In dieser Blütezeit ist die antike Stadt die alleinige Besitzerin und Betreuerin aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Sie verteilt dieses ihr Gut nicht hinaus auf das Land, allenfalls an andere Städte. Der Dörfler bleibt der schwer schaffende Acker- und Viehbauer, oft der völlig von der Stadt abhängige Helot.

Aber Kultur und Überkultur sind nur durch einen geringen Grad getrennt. Die gleichen Städte, die die Blüte von Jahrhunderten sind, sind auch der Ausgangspunkt des Zerfalls. Von Babylon, von Alexandria, von Korinth, von Rom geht eine Blüte weit über das Land; geht aber auch der Niedergang des Landes

aus. Die Stadt ist die Macht gewesen zum Guten; sie ist es jetzt zum Bösen. Der Zusammenhang mit der Erde fehlt.

„Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.“

Das Stadtvolk, das in seiner Blüte alles Große und Erhabene schafft, das durch seine Arbeit die Stadt zur Stadt gestaltet und das Land sich untertan macht, eben diese Stadtbevölkerung verlernt die Arbeit am schnellsten. Sie will von der Stadt nur noch die Abwechslung, das Vergnügen. Während die Einwohner Roms nach „panem et circenses“ schreien, nach Brot und nach Spielen, müssen die Landleute Italiens den Acker für dieses Brot bestellen, die Landleute der Provinzen die wilden Tiere für diese Spiele einfangen. Sie müssen arbeiten, und Rom feiert. Und Rom feiert auch noch, als die frischen Landvölker von Norden her vor den Toren stehen und der Stadt der Römer ein böses Verhängnis bereiten.

Die Antike geht in Trümmer; eine neue Zeit bricht an. Sie beginnt mit dem Wandern der Völker. Und in der Zeit der Wanderung gibt es keine Städte und keine Dörfer. Die Völker behelfen sich mit den primitivsten Siedlungen. Sie wandern und suchen. Aber sobald die Völker wieder seßhaft werden, entwickeln sich aus den alten Stadtresten wieder Städte; beginnt der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land. Am Ausgang des Mittelalters ist die Stadt mit ihrer Macht und ihrer Pracht – zuletzt auch mit ihrer Kultur – der Ausdruck mittelalterlichen Lebens schlechthin. Wenig gilt daneben der Landbewohner, der Dörfler. Jetzt prägt sich der schon erwähnte, im Grunde uralte, aber erst im germanischen Recht vollendete Satz: „Stadtluft macht frei.“ – Wie schroff der Gegensatz geworden ist, bis zu welchem Grade die Unterdrückung des Dörflers durch den Städter geht, erhellt blitzartig aus den Bauernkriegen zu Luthers Zeit. Luther predigt das Wort „von der Freiheit des wahren Christenmenschen“. Und sofort nehmen die arg bedrängten Bauern dies Wort für sich in Anspruch. Was damals schon droht, daß Luthers geistiger Kampf ein weltlicher würde, ein Kriegskampf, das tritt im nächsten Jahrhundert in erschreckendem Maße ein. Der Dreißigjährige Krieg braust über Deutschland und macht dem Mittelalter ein Ende.

Wie steht es nach diesem Krieg mit Stadt und Dorf? Sie liegen beide in Trümmern. Und man kann nicht einmal annehmen, daß der gute Grimmelshausen in seinem „Simplicius Simplicissimus“ ein zu düsteres Bild malt. Es ist wieder ein Anfang, an dem kein allzu großer Gegensatz zwischen Städter und Dörfler ist. Erst langsam, vor allem unter der prachtliebenden, stadtfördernden Bautätigkeit der Fürsten bildet sich der alte Gegensatz neu. Aber er ist zunächst sachlicher, ausgeglichener als früher. Das liegt vor allem an der neuen Art des

Städters; der ist bescheidener, stiller geworden. Es entwickelt sich jenes ruhige Bürgertum des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, das zum erheblichen Teil selbst Landwirtschaft treibt, dessen Städte ganz anders als früher sich zum Land öffnen, dessen vornehmste Glieder den Landmann wenigstens nachahmen möchten (Schäferspiele!).

Erst die Bildung der Großstädte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Bildung des Großstadtmenschen – in jedem Wortsinn – lassen den Gegensatz in stärkstem Maße wieder hervortreten. Der Strom vom Land zur Stadt nimmt ein vorher nie gekanntes Ausmaß an. Über groß an Umfang und überschnell in der Zeit, wie diese Großstadtbildung des 19. Jahrhunderts ist, ist auch die Herausbildung des neuen Gegensatzes. „Stadtluft macht frei“ gilt noch immer, aber jetzt macht sie *recht* frei. Wer in der Großstadt lebt, ist für das Land verloren. Überlegen schaut der Großstadtmensch, und gerade der neugewordene, auf den Dörfler herab. In der Großstadt sammelt sich Kultur, sammelt sich jede Möglichkeit der Zerstreuung, sammelt sich die Aufstiegsmöglichkeit. Mitbedingt ist der Zug zur Großstadt durch die schlechte Lage des Landmanns infolge der Einfuhr billiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus dem Osten und von Übersee. Sie macht der heimischen Landwirtschaft die Zahlung angemessener Löhne und die Schaffung angemessener Unterkünfte schwer. Die großstädtische Lockerung aller Beziehungen zur Natur, die Wurzellosigkeit der Großstädter ist mindestens *eine* der Ursachen für den Ausgang des ersten Weltkrieges. Trotz dieser klaren Erkenntnis und trotz der bewußt geförderten dezentralisierten Siedlung bleibt die großstädtische Anziehung auch nach dem ersten Weltkrieg, sogar teilweise verstärkt. Alle Erörterungen über Beschränkung der Großstadtgrößen bleiben theoretische Erwägungen. Die Großstadt wächst weiter. Noch ist nicht zu übersehen, ob nach dem zweiten Weltkrieg mit seinen wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Änderungen das Ziel einer innerlich begründeten Beschränkung der Großstadt und die bewußte Ausgestaltung von Landstädten über wissenschaftliche Überlegungen hinausgeht.

Im Grunde genommen ist die landwirtschaftliche Siedlung, das heißt in erster Linie *das Dorf*, in seinen Entwicklungszielen seit den letzten hundert Jahren, teilweise sogar seit dem Mittelalter, nicht geändert. Ein erheblicher Teil unserer Dörfer steht in baulicher, hygienischer und wirtschaftlicher Hinsicht still. Das ist gut und ist schlecht. Die langsame, konservative, bodenständige Art des Dorfbewohners schützt diesen in vielfacher Hinsicht vor der Unkultur der letzten hundert Jahre. Es ist schlecht, insofern der bauliche Zustand vieler deutschen Dörfer – in den französischen und italienischen Dörfern zum Beispiel ist es noch schlimmer – sich bei seinen mittelalterlichen Formen ausruht. Es fehlt die Weiterentwicklung, die nicht nur in rein baulich-technischer Hinsicht notwendig ist, sondern die sich auch aus der geänderten landwirtschaftlichen Betätigung ergeben müßte. Eine wirklich ortseigene, bodenständige Form zeigen unsere Dörfer nur

in den älteren Anwesen. Alles Neuere ist ein Durcheinander der verschiedenen technischen und baustofflichen Versuche, von der ästhetischen Seite ganz zu schweigen. Und wenn die nationalsozialistische Zeit eine Aktion zur „Verschönerung“ des Dorfes durchführt, so ist das zweifellos falsch. Man schafft „Gau-Musterdörfer“ oder glaubt sie zu schaffen. In diesen imitiert man Fachwerk, man imitiert Pferdeköpfe an den Giebeln, man imitiert Butzenscheiben. Die Weitergestaltung dörflicher Bauten muß aber aus ihrem Wesenskern heraus erfolgen und kann nicht durch eine äußere Verschönerung oder vollends durch Rückgriffe auf historisch vergangene Zeiten erreicht werden.

Der *bauliche Zustand unserer Dörfer* ist in den einzelnen Landesgebieten sehr verschieden. Ein Teil der süddeutschen und norddeutschen Dörfer ist infolge der sehr soliden Bauart und der dadurch bedingten längeren Lebensdauer besser daran als manche mitteldeutschen Dörfer, besonders manche sächsischen, hessischen oder Eifeldörfer. Dort ist das Durcheinander guter alter, bodenständiger, aber leider vielfach baufälliger Höfe im Gegensatz zu neueren, aber ortsfremden Bauten bisweilen erschreckend. Fast überall ist die Liebe und das Verständnis für die ortsbedingte Hofform geschwunden. Hier muß nicht beim Haus, sondern beim Menschen angefangen werden. Es fehlt der innere Zusammenhang zwischen dem Boden, der ihm gemäßen Hofart und dem Bauern. Hier kann nur eine Erziehungsarbeit nachhaltiger Art helfen. Bauernwesen ist langsam. Wellblechdächer und Plattenverkleidungen sind ihm als Fortschritt angepriesen; und nun soll er überzeugt sein, daß all dies im Grunde ein Rückschritt ist. Jahrhunderte lang hat der Bauer sich seinen Hof im wesentlichen selbst gebaut; er hat sich wohl den Dorfmaurer oder den Dorfzimmermann zur Hilfe geholt. Heute baut ihm der Bauunternehmer, bisweilen der städtische Architekt den Hof. Also müssen wir nicht nur den Bauern umstellen, sondern den Bauunternehmer und den Architekten umlehren; und das wird oft das Schwerere sein. Mit der Herausgabe der heute beliebten *Baufibel* kann kaum ein irgendwie durchgreifender Erfolg gesichert werden. Der Bauer, der von den Dingen nichts versteht, versteht auch die Baufibel nicht. Der Maurer und Zimmermann ist überzeugt, daß ihm die Baufibel nichts zu bieten vermag. Bisher jedenfalls ist ein Erfolg der mit viel Sorgfalt und Sachkenntnis herausgegebenen Baufibel nicht zu beobachten. Die Mehrzahl der dörflichen Neubauten geht ihren dorffremden Weg.

Die Schwierigkeit liegt zunächst in dem geflissentlichen Verlassen der aus dem Boden entwickelten Dorfform, in der Anlage offener, zerstreuter Einzelsiedlungen rings um die Dorflage. Dieser Streusiedlung einen wirklichen Formgehalt zu geben, ist vom menschlichen, wirtschaftlichen und gestalterischen Standpunkt aus recht schwer. Diese Einzelhäuser, Doppelhäuser, selten Reihenbauten mögen vielleicht eine „Siedlung“ ergeben, einen Dorfcharakter ergeben sie nicht. So bleiben die alten Dorfkerne in ihrer historisch charaktervollen Art bestehen und werden von einem Kranz mehr oder minder zusammenhangloser

Einzelbauten umgeben. Das aber ist niemals die Weiterbildung des Dorfes. Die Voraussetzungen für die Weitergestaltung einer Dorfanlage sind viel enger als die mannigfaltigen Voraussetzungen, die zur Bildung oder Weiterbildung einer Stadt führen. Städtische Erweiterungen oder Neuanlagen sind neben Klima und Ortslage bedingt durch die gewerbliche oder die industrielle Beschäftigung der Einwohner, durch die Art der Handelsbetätigung, durch die Bestrebungen und Gewohnheiten der Einwohner nach Hausformen und Bauformen. Ganz anders bei der dörflichen Gestaltung. Ihre Grundlage muß immer die Landbestellung unter Hinzufügung der wenigen dörflichen Gewerbebetriebe sein.

Das Verstehen des Bodens und der ihm eigenen Hofform ist in noch stärkerem Maße bei *neuen Dorfgründungen* erforderlich. Wer dörfliche Neugründungen zweckgemäß schaffen will, wird das nur schwerlich durch einen ministeriellen Entwurf oder durch einen architektonischen Wettbewerb erreichen. Auch die Heranziehung bewährter städtischer Architekten kann nicht der zielrichtige Weg sein. Es kommt ja nicht auf die architektonisch-ästhetische Gestaltung als solche an, sondern auf das Verstehen der ländlichen Kultur und des örtlich-dörflichen Wesens. Der Bauer, der neu angesetzt werden soll, muß erst einmal selbst mit seinem Boden vertraut werden, muß erkennen, was die Ackerbestellung und die Viehhaltung unter den jeweils gegebenen Verhältnissen baulich erfordert. Dann muß der auf gleicher Scholle angesetzte Handwerker helfen. Friedrich der Große bildet für seine bäuerlichen Neusiedlungen in Schlesien, Brandenburg und Pommern eigens bezirkskundige „Landbaumeister“ aus. Die friderizianischen Dorfanlagen zeigen einen bestimmten bodenverbundenen Charakter, der erheblich verschieden ist von den mittelalterlichen Rundlingen oder anderen landschaftlichen Dorfformen. Bei diesen friderizianischen Gestaltungen ist wirklich das Bestreben maßgebend, eine aus den neuen Verhältnissen erwachsene Dorfform zu schaffen. Hierfür ist neben dem Klima Brandenburgs oder Schlesiens oder Pommerns die Verteilung der Äcker, die Art der Feldbestellung und Viehhaltung maßgebend. Es ist die letzte Zeit, in der eine aus dem Boden gewachsene dörfliche Gesamtstruktur entsteht. Seit dieser Zeit verblaßt der lebendige Zusammenhang zwischen Boden und Dorfform.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die *bauliche Kultur* allgemein untergeht, kommt, wie dargelegt, auch über unsere Dörfer vielfach das Unheil. Nun läßt sich auch der Bauer von „Architekten“, Baustoffhändlern und allerhand fahrenden Besserwissern zu baulichen Absonderlichkeiten verführen: Wellblech, Stuck, Zierate am Haus, Terrakotten, Glaskugeln, steinerne Zwerge im Garten halten ihren Einzug. Und der Bauer ist viel eher geneigt als der Städter, diese Neuigkeiten als etwas Bevorzugtes seinen Nachbarn nachzuahmen. Wir dürfen gar nicht an die Innenausstattung der Bauernhäuser um diese Zeit denken; Plüschsofas, Wandspiegel, gußeiserne Blumenständer kommen ins Haus und werden dort im bäuerlichen Dornröschenschlaf bis heute konserviert. Die Un-

kultur kommt wohl langsamer ins Dorf; aber sie ist dort auch „bodenständiger“. Eine Großstadtstraße erneuert sich durchschnittlich in achtzig Jahren; eine Dorfstraße durchschnittlich in zweihundert Jahren, vielfach in noch längeren Fristen.

Nun kommt unsere Zeit mit den *heutigen landwirtschaftlichen Bauaufgaben*. Es gilt, Bauernhöfe zu schaffen auf Neuland, etwa trockengelegten Mooren, Watten, Ödflächen, Waldparzellen. Es gilt aber auch, nach unserer heutigen Auffassung über Bodenreform landwirtschaftliche Großbetriebe in bäuerliche Einzelbetriebe umzuwandeln. Hierfür ist eine Form noch nicht gefunden, weder für das Gehöft noch für eine Gruppe von Gehöften: das Dorf. Es ist noch nicht einmal klar, ob wir wirklich danach suchen. Ursprünglich kommt die städtische Hausgestaltung vom Dorf her. Die Stadt hat sich in der Reihe der Jahrtausende aus den Dorfbauten entwickelt, je nach dem Grad der mehr gewerblichen, bürgerlichen Beschäftigung. Heute kommt die Dorfgestaltung von der Stadt her, das heißt von städtischen Architekten und Handwerkern. Auf den städtischen Bauschulen wird „landwirtschaftliche Baukunde“ gelehrt. Unsere Zeitschriften geben sich Mühe, gute bäuerliche Gestaltungen zu veröffentlichen und zu verbreiten. Es ist ein mehr theoretisch-gelehrter Weg, den die ländliche Baukunde heute marschiert, nicht mehr der ursprüngliche Weg, der von der bodenverbundenen Arbeit ausgeht. Man sollte keine Lehrbücher über landwirtschaftliches Bauen schreiben, sondern sollte Praktiker der ländlichen Bauart erziehen. Niemals darf vergessen werden, daß im Rahmen der Gesamtsiedlung die ländliche, dörfliche Siedlung den ersten Platz einnimmt. Wir dürfen bei all unseren verkehrstechnischen, städtebaulichen und wirtschaftlichen Problemen nicht vergessen, daß wir vom Acker leben, nur vom Acker. Wir treiben zuviel „Städtebau“. Wir haben zuviel Lehrbücher, die sich mit Städtebau befassen. Unsere Architekten befinden sich vielfach nur wohl, wenn sie Monumentalplätze, Citygestaltungen und Hochhäuser behandeln können.

Gewiß sind solche architektonischen Großtaten durchaus wertvoll und bedürfen der künstlerischen Hand. Aber sie sind nicht Anfang und Ursprung. Nach diesem Weltkrieg strömen Hunderttausende oder Millionen aus dem Osten Deutschlands in die westlichen Gebiete. Sie suchen eine neue Heimat. Soweit man sie ihnen im Westen geben kann, darf die Form der bäuerlichen und dörflichen Gestaltung nicht etwa aus östlicher Eigenart übernommen werden. Sie muß vielmehr aus dem Klima und den landwirtschaftlichen Notwendigkeiten des Westens entwickelt werden. Man könnte verzweifeln, wenn man heute die noch mehr oder minder freien Gebiete zwischen den Städten und Dörfern des Westens durchwandert. Man findet mancherlei neue Einzelanwesen; aber immer wieder muß man sehen, daß sie keinen bodenständigen Charakter und keine neuen Entwicklungstendenzen zeigen. Wir geben unseren bäuerlichen und dörflichen Anwesen die Form von „Siedlungen“, das heißt wir folgen einem Begriff, den es

in Wirklichkeit erst seit etwa fünfzig Jahren gibt, und der an sich noch keine eigene Form und jedenfalls keine Form aus bodenverbundener Notwendigkeit erhalten hat. Diese Verhältnisse liegen in Nord- und Nordwestdeutschland verhältnismäßig schlechter als in Süddeutschland, vor allem in Oberbayern, wo auch heute noch eine gewisse, niemals unterbrochene Form für ländliche Anwesen weiterbesteht. Daher wirken dörfliche Anlagen dieser Gebiete viel einheitlicher und charakteristischer als anderwärts. Wenn jetzt in weiten Gebieten Deutschlands auf Grund der Bodenreform Großbesitz in kleinbäuerliche Stellen umgewandelt wird, ist die Schaffung einer zwar bodenverbundenen, aber den heutigen Anforderungen entsprechenden Hausform und Dorfform unerlässliche Notwendigkeit.

XI. AUSBLICK

Für die künftige Entwicklung Deutschlands müssen wir zum Teil neue Grundlagen schaffen; sicherlich in vielfacher Hinsicht umlernen. Ausgangspunkt muß wie in allen Zeiten gesunder Entwicklung wieder *das Land* sein. Jedes Haus, jede Straße, jeder Sportplatz, jede Verkehrsanlage verringert unseren nicht zu steigernden Bodenvorrat. Wir betreiben die Siedlungsfrage zu sehr vom Standpunkt der Stadt und des Städtebaus. Wir achten zu wenig auf die Landbebauung. Ein Volk kann nicht immer zunehmen an Einwohnern, sein begrenztes Land dem Ackerbau entziehen und von fremder Länder Brot leben. Wir müssen eine mustergültige Einteilung unseres Bodenvorrats vornehmen und müssen die beste Organisation für eine „Raumordnung“ schaffen. Es ist gut, Geld zu sparen; wichtiger für uns ist, Land zu sparen.

Voraussetzung hierzu ist ein mustergültiges *Kartenwesen*. Ein erheblicher Teil unserer Karten ist überaltert. Die wichtigste Karte für eine sorgfältige Bearbeitung der Raumordnung, nämlich die Grundkarte 1:5000, fehlt noch für die meisten deutschen Gebiete. Auch fehlt uns eine wirklich sorgfältige und alles umfassende Bodenkartei. Hätten wir doch während der nationalsozialistischen Zeit, als wir ungewöhnlich große Mengen Land für Autobahnen, Kasernen, Übungsplätze, Aufmarschgelände und dergleichen verbrauchten, eine einwandfreie Karte über Bodengüte gehabt. Vielleicht wäre den Bearbeitern doch vor dem Raub besten deutschen Bodens etwas bange geworden.

Erst an Hand wirklich einwandfreien Kartenmaterials können wir die so bitter notwendige Zweckverwendung unseres Bodens, das heißt die Landesplanung oder Raumordnung, bearbeiten. Leider befindet sich das Gebiet der *Landesplanung* noch vielfach im Bereich der Theorie und der Statistik. Sie aus diesem mehr geistigen Gebiet in die reale Praxis hinüberzuführen, wird noch mancher Anstrengung, vielleicht sogar manchen Zwanges bedürfen. Millionen

können nicht in beschränktem Raum leben, ohne daß man dem manchmal sehr freien Spiel der Kräfte Zügel anlegt. Wir haben auf allen unseren Lebensgebieten Gesetze, oft sogar sehr einschneidende und beschränkende Gesetze. Aber wie wir unser Land, das kostbarste und nicht zu vergrößernde Gut, regeln und ausnutzen, das ist im Grunde nicht gesetzlich geregelt. Selbst die neuesten Landesplanungsgesetze befassen sich mehr mit der behördlichen oder gemeindlichen Struktur der Planung, aber weniger mit der Kernfrage, der praktisch durchgeführten Bodennutzung. Erst die Bodenreformgesetze einzelner Länder und vielleicht – vielleicht – auch das Baulandbeschaffungsgesetz des Bundes packen die heikle Materie der *Bodenwirtschaft* an der Wurzel an. Aber selbst diese neuesten Gesetze sind kaum mehr als Grundsätze, was die Öffentlichkeit gegenüber dem einzelnen tun darf. In welchem Umfang und inwieweit im Hinblick auf die Gesamtstruktur die richtige Landnutzung aber wirklich erreicht werden soll, deuten auch diese Gesetze nur an. Diese Frage behandeln, bedeutet, an die tiefsten Grundsätze menschlicher Gemeinschaft röhren. Die sowjetische Weltauffassung löst das Problem höchst einfach: Eigentum ist Verbrechen; das Land gehört der Allgemeinheit und wird von ihr zur Nutznießung unter bestimmten Bedingungen abgegeben. Ob man diese Nutznießung dann noch Eigentum nennt oder aber Staatspacht, Kollektiv oder dergleichen, ist ein Streit mit Worten. – Die demokratische Grundauffassung hält am privaten Grundeigentum fest. Eigentum kann nur durch gesetzliche Bestimmungen beschränkt oder enteignet werden. Aber bei der demokratischen Auffassung fehlt bisher zwischen dem Grundsatz „Eigentum ist heilig“ und dem anderen Grundsatz „Eigentum verpflichtet“ der vernünftige Mittelweg. Es wird niemals in der Welt aufhören, daß der Besitzende mehr das Wort betont „Eigentum ist heilig“; umgekehrt wird der Besitzlose immer mehr das Wort betonen „Eigentum verpflichtet“. Bis heute haben unsere Gesetze die Synthese zwischen diesen beiden Begriffen nicht gefunden. Man geht immer noch von dem Begriff des alten Landrechts aus dem Ende des 18. Jahrhunderts aus, daß jeder ungehindert mit seinem Privateigentum schalten könne, soweit er die Öffentlichkeit nicht gefährdet oder er gesetzlich von bestimmten Nutzungen abgehalten ist. Es dürfte an der Zeit sein, daß wir offen zugeben: ganz freies Eigentum ist in einem so eng besiedelten Land wie Deutschland nicht mehr möglich. Die Allgemeinheit hat mindestens an allem Grundeigentum ein gewisses Oberrecht, dem sich das private Einzelrecht unterzuordnen hat. Wir gehen leider immer noch von der im Grunde überholten Auffassung aus, daß jeder auf seinem Boden bauen könne, was er wolle, soweit das nicht durch bauaufsichtliche Vorschriften beschränkt ist. Diese Fiktion ist nicht mehr aufrechtzuerhalten. In den Städten und Ortschaften haben wir bestimmte Bauzonen, die das Höchstmaß der Ausnutzung in Höhe und Fläche vorschreiben. Außerhalb der Ortslagen gestatten wir im allgemeinen nur Bauten, die irgendwie mit der Landwirtschaft verbunden sind. Wo besteht denn nun eigentlich noch

die formal-gesetzlich behauptete Nutzungsfreiheit? In unserer Raumordnung muß, wie in Zeiten jeder vernünftigen Kultur, der *landwirtschaftliche Boden* die erste und ausschlaggebende Rolle spielen. Der Zusammenhang „Sitte und Siedlung“ muß wieder in seiner ursprünglichen Wesenseigenheit gesucht werden, in der Verbindung des Bewohners mit der ihn ernährenden Scholle. Das beste Land, und dies in weitmöglichster Ausdehnung, gehört der Landwirtschaft. Das muß Leitstern jeder Landesplanung und selbstverständlich auch jeder Bodenreform sein. Das heute bei der „Bodenreform“ anfallende Land müßte wieder der Landwirtschaft bzw. der Forstwirtschaft zur Verfügung gestellt werden. Die Ausnutzung eines erheblichen Teils des früheren landwirtschaftlichen Großbesitzes für nicht rein landwirtschaftliche Zwecke, das heißt auch für die umstrittene „Kleinsiedlung“ erscheint nur bedingt tragbar.

Als nach dem ersten Weltkrieg der Bau zahlreicher Bergarbeiterwohnungen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet beginnt, und die Bergleute an diesem Werk mitwirkend beteiligt werden, da glauben sie es im dicht besiedelten Ruhrgebiet so handhaben zu können, wie ihre Altvorderen in den germanischen Gauen. Sie gehen über Land, und wo sie eine schöne Stelle finden, oft besten landwirtschaftlichen oder forstwirtschaftlichen Boden, da „stecken sie ihren Speer ein“ und fordern eine Siedlung. Es ist außerordentlich schwer, ihnen das Unmögliche einer solchen willkürlichen Bodennutzung klarzumachen. Man hat ihnen doch so viel erzählt von Auflockerung der großen Städte, von freier weiträumiger Bebauung; und nun kommen doch wieder Fesseln. Es gibt doch noch so viel landwirtschaftliches Land. Und es gibt doch so viele Straßenbahnen und Kraftfahrstrecken: Man kann also überall hingelangen; warum soll man nicht überall bauen? – Man darf es *nicht*, weil wir unser bestes Land im Hinblick auf unsere Bodennot der Landwirtschaft belassen müssen. Man darf es weiterhin nicht, weil wir bei einer planmäßigen Verteilung des Bodens nur bestimmte Flächen für Wohnungen ausweisen dürfen, andere für Industrie, andere für Erholung, andere für Verkehr.

Die richtige Einschaltung des vielfach in Siedlungsfragen überschätzten *Verkehrs* ist eine wichtige Aufgabe in der Zukunft. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts wird der Verkehr zur übertriebenen Konzentration ausgenutzt. Man darf aber auch nicht in den gegenteiligen Fehler verfallen und ihn jetzt zur übertriebenen Dezentralisation gebrauchen. *Verkehr darf niemals Selbstzweck sein; Verkehr ist nur Mittler.* Maßgebend ist die Nutzung des Landes vom Standpunkt der menschlichen Wohlfahrt und vom Standpunkt einer gesunden Wirtschaft. Nur diesen Grundsätzen hat der Verkehr zu dienen. Gewiß kann man an einen vorhandenen Kanal oder an eine vorhandene Bahnlinie oder an eine vorhandene Straße neue industrielle Werke legen; dann dient die Verkehrslinie eben auch diesen Werken. Aber ein Werk darf umgekehrt nicht an eine vorhandene Verkehrslinie gelegt werden, nur um diese rentabel zu machen.

Jedenfalls soll man Verkehrslinien nicht etwa „auf Vorrat“ bauen. Oft wird die Landesplanung lediglich dafür sorgen, daß etwa künftig notwendige Verkehrslinien im Gelände freigehalten werden. Derartige Verkehrslinien brauchen nicht sofort ausgebaut werden; nur darf ihr Ausbau im Zeitpunkt späterer Notwendigkeit nicht durch andere bauliche Maßnahmen erschwert sein.

Den Gesamterfordernissen wird vielfach durch eine zweckmäßige *Verteilung des Verkehrs* auf die verschiedenen vorhandenen Verkehrsmittel sachgemäß gedient. In Gebieten starker Verkehrsentwicklung, wie etwa im Ruhrkohlengebiet, im Gebiet um Frankfurt a. M. und ähnlichem kann durch eine geeignete Verkehrsverteilung auf die bereits verfügbaren Verkehrsmittel eine weitgehende Wirtschaftersparnis erzielt werden. Eine sorgfältige Koordinierung der Bundesbahnen, der Straßenbahnen, der Kraftwagen kann den Erfordernissen des Fernverkehrs, des Bezirksverkehrs und des Nahverkehrs vollauf gerecht werden. Auch der Ausgleich der Güter auf die verschiedenen Verkehrsträger: Wasser, Eisenbahn, Straßenbahn und Straße ist dringende Notwendigkeit. Wir jammern ständig über die Belastung unserer Straßen durch fernbestimmte Massengüter; aber wir haben nicht den Mut, diese Schwerlasten auf die Schiene oder den Kanal zu verweisen.

Sich der verschiedenen Verkehrsmöglichkeiten *richtig* zu bedienen, ist eine der ernstesten Aufgaben der Landesplanung und des Städtebaus. Stets muß man die Grenzen des Verkehrs, der Streuung von Industrie und Wohnen über das Land hin sorgfältig im Auge behalten. So erwünscht eine gewisse Streuung der Industrie innerhalb der Städte wie über das Land ist, so bringt jede Überreibung mannigfache siedlungstechnische Gefahren. Die land- und forstwirtschaftliche Nutzung unseres ohnehin zu schmalen Gebietes darf nicht allzu häufig und nicht in allzu kleinen Gruppen unterbrochen werden. Auch verkehrstechnisch sind zu kleine Verladeeinrichtungen, zu vielfache Abzweigungen und Anschlußgleise nicht ohne Bedenken. Den gleichen Wert, den man auf eine Dorf- oder Stadtbebauung legt, muß man auch der *Nichtbebauung* des dazwischenliegenden Landes widmen.

Noch stärker werden die Bedenken, wenn es sich um reine Wohnsiedlungen handelt. Ihre allzu starke Streuung verstärkt sofort die Frage der Verkehrsverbindungen zu den Arbeitsstätten. Einer Streusiedlung als reine Wohnanlage fehlt die städtebaulich-wirtschaftliche Grundlage. Ein konstruktiver Aufbau kann nicht nur aus Wohnungen bestehen. Dieser irrtümliche Gedanke hat lange Zeit den Gartenstadtgedanken in Deutschland beherrscht, im Gegensatz zu besseren ausländischen Versuchen. Die englischen Gartenstädte waren von vornherein mit industriellen Arbeitsmöglichkeiten verbunden. Der deutsche Gedanke einer Garten-Satellitenstadt oder eines Gartenvorortes entbehrt, was auch für die Zukunft beachtet werden muß, der inneren verkehrstechnischen und siedlungstechnischen Richtigkeit.

Es wird für die Zukunft häufig zweckmäßiger sein, an Stelle zu dezentralisierte Streusiedlungen geschlossenere Gebilde zu entwickeln oder weiterzugestalten: Dörfer, Städte und letzten Endes in vernünftiger Entwicklung Großstädte. Es ist oben bereits dargelegt, wie notwendig es für uns ist, bei der Weitergestaltung des *Dorfes* wieder zu den Urgrundlagen dörflich-landwirtschaftlicher Gestaltung zurückzukehren. Der Gedanke der letzten zwei Jahrhunderte, als wären wir über die Weiterentwicklung der Dorfformen erhaben, ist irrig.

Dieselbe, wenn nicht eine stärkere Bedeutung kommt einer wirklich konstruktiven Weiterentwicklung unserer *Kleinstädte* zu. Es ist leider zumeist das gleiche Bild, das uns in Deutschland vor Augen tritt: eine alte, räumlich und schönheitlich oft vollendete Kleinstadtform, umgeben aber von einem Außenring städtebaulich und gestalterisch meist unschöner Häuser. Die Erweiterungen der Kleinstädte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind ohne schöpferischen Gedanken, ohne einheitliches Ziel. Städtebau, Bauentwurf, Baugestaltung, Bauhandwerk versagen. Wir dürfen bei der Weiterentwicklung der Klein- und Mittelstadt durchaus nicht dem überholten Gedanken einer scharfen Trennung von Industriegebieten und Wohngebieten weiterhin huldigen. Soweit das Gewerbe mit der Wohnung verbunden werden kann, ist diese Verbindung bei sachgemäßester Anordnung ein durchaus erwünschter Grundbestandteil der baulichen Entwicklung. Diesen Teilen der Stadt eine städtebauliche Gestaltung zu geben, ist eine konstruktive Zukunftsaufgabe. Im übrigen soll eine vernünftige Zusammenfassung der Großindustrie an richtigen Stellen, eine Trennung dieser industriellen Flächen durch Grünbänder von den Flächen des Wohnens, kurz eine rhythmische Gestaltung der Stadterweiterung zu einer vernünftig gestaffelten, raummäßig und wirtschaftlich richtigen Formung der Stadtgebiete führen.

Und nun die immer umstrittene Weiterentwicklung der *Großstadt*. Gegen Ende des Jahrhunderts entsteht durch Konzentrierung des Verkehrs und der Arbeit die Zusammenballung der Bevölkerung. Diese Ballung der Massen gestaltet die Großstadt und ist in eigenartiger Wechselwirkung der Nährboden für die Massenbildung. Hierbei ist Massenbildung zahlenmäßig, räumlich, aber auch geistig und psychologisch zu verstehen. Ist früher der Gegensatz „Städter“ zum „Landbewohner“ üblich, so wird nun der Gegensatz „Großstädter“ gegen „Städter“ ein Bestandteil unserer Gedankenwelt. Ist aber früher der Begriff „Städter“ ein Lob oder mindestens die Anerkennung einer kulturellen und geistigen Haltung, so erhält das Wort „Großstädter“ von vornherein den Nebenbegriff des Spöttischen und Dekadenten. Die Großstädter selbst und ihre Behörden, aber auch die Landesbehörden sehen vorab nur die wirtschaftlichen Vorteile der Großstadt. Viel Tausende Menschen leben davon, diese Großstadt zu organisieren und ihr Wachstum zu fördern. Inwieweit sie hierbei ihr Ge-

wissen mit ihrem Geldbeutel in Einklang bringen, ist eine andere Frage. Die Grundstücksspekulation wird zu einem vornehmen Geschäft. In diesem Zusammenhang muß nochmals daran erinnert werden, daß die amtliche Grundstücksspekulation, das heißt die Bauordnungen mit ihrer übermäßigen Grundstücksausnutzung, eine nicht beanstandete Dienstaufgabe der Stadtparlamente werden. Dem äußeren Wachstum der Großstädte, der übergroßen Wohnungsdichte ihrer Straßen folgt in innerem Zusammenhang die körperliche und seelische Schwäche der Großstädter. Die moralische Widerstandslosigkeit der Großstadtbewohner wird zu einer menschlichen, raumbedingten Massenerscheinung. Die Dekadenz des „kleinen Mannes“ ist hierbei eine völlig andere wie die Dekadenz der „oberen Zehntausend“. Bereits nach einer Generation besteht zwischen den ärmsten Einwohnern der Großstadtviertel und ihren Verwandten auf dem Lande ein ebenso großer, wenn auch völlig anderer Unterschied wie zwischen den Einwohnern großstädtischen Reichtums und etwa ihren Verwandten ländlichen Großgrundbesitzes. Welcher dieser beiden Gegensätze der sittlichen Haltung eines Volkes in höherem Maße schadet, ist schwer zu entscheiden. Die Differenz der unteren Schichten erzeugt in immer zunehmendem Maße die politische Gegensätzlichkeit, die Differenz der oberen Schichten die kaum weniger bedenkliche Differenz der wirtschaftlichen Grundauffassung. Für eine geschlossene und nach außen widerstandsfähige Grundbildung eines Volkes sind beide Gegensätzlichkeiten gefährlich. Der „Arme“, der sein Vaterland nicht mehr kennt, weil er sich von ihm verlassen glaubt, und der „Reiche“, der sein Vaterland nicht mehr kennt, weil er es in internationalem Hochmut nicht mehr nötig zu haben glaubt, sind im Grunde nur Spielarten derselben Entwicklung. Man pflegt die Gefahr der wurzellosen Massen zu überschätzen und verkennt dabei die vielfach nicht geringere Gefahr der ebenfalls wurzellosen, aber um so einflußreicherden Spitzen.

Es gibt sehr bald vernünftige Menschen, die die Gefahr dieser Gegensätze für die Gesamtheit erkennen. Es dauert aber sehr lange, und es dauert im Grunde bis heute, diese Erkenntnis zu wirtschaftlichen und politischen Gegenmaßnahmen zu gestalten. Der erste Weltkrieg geht verloren; man glaubt den Grund zu erkennen. Aber die Folgerungen werden nicht in einer Klarheit gezogen, die dieser Erkenntnis entspricht. Die nach dem ersten Weltkrieg zweifellos einsetzende Verbesserung des Wohnungswesens ist zwar eine Folge dieser Erkenntnis; sie reicht aber als Teilmaßnahme nicht annähernd aus, der Weiterentwicklung des Unheils zu begegnen. Man spricht und schreibt über „Volk ohne Raum“. Aber auch die klarsten Erkenner dieser Zeit übersehen, daß wir zwar *innerhalb* der Großstädte ein Volk ohne Raum geworden sind, daß wir draußen auf dem Lande noch vielfach Raum genug haben. Es ist eine nur schwer übersehbare Wechselwirkung von Ursache und Folge, daß den Menschen gerade dort der Raum fehlt, wo in wenigen Jahrzehnten viele Tausende von

Räumen geschaffen werden. Und daß andererseits draußen auf dem Lande, wo die kümmerlichsten Wohnungsverhältnisse sind, noch hinreichender Raum vorhanden ist.

Trotz dieser dämmernden Erkenntnis gilt es vor und nach der Jahrhundertwende als höchstes Ziel kommunal-politischen Strebens, Großstadt zu werden. Pläne werden entworfen, die auf immer zunehmendes Wachstum zielen; Industrien aller Art werden herangezogen; Verkehrsmittel zur Ermöglichung immer weiterer Konzentration geplant und gebaut. Man rechnet fast selbstverständlich damit, daß dieser Weg immer so weitergehen müsse. Das tun nicht nur die Kommunalverwaltungen, das tun nicht nur die Spekulanten des Grunderwerbs, das tun auch alle Behörden und die Gesetzgeber. Träger der Steuern sind die Großstädte; die ländlichen Bezirke werden staatliche „Zuschußgebiete“. Die aufdämmernde Erkenntnis der Großstadtschädigung führt nur sehr langsam zu praktischen Maßnahmen. Es dauert Jahrzehnte, bis Wissenschaft und Regierung die Bedenken gegen die Großstadt klar aussprechen und auf Gegenwirkungen sinnen. Hierbei schadet auch, wie immer im menschlichen Leben, die über das Ziel hinausgehende Übertreibung: Die einen sagen, Großstädte sind Lebensgebilde, die trotz aller menschlichen Gegenversuche wachsen und wachsen werden; man soll nicht den Versuch machen, sie zu begrenzen. Und das Gegenteil zeigt das Wort Bismarcks: „Großstädte sind des Teufels; sie müssen vernichtet werden.“ Bis in unsere Tage hinein kann man in Fachzeitschriften lesen, welche Torheit es sei, über die Begrenzung der Großstädte überhaupt nachzudenken oder gar Vorschläge zur praktischen Wirkung zu machen. Selbstverständlich kann man nicht plötzlich aufhören, die Großstadt weiterzubauen. Selbstverständlich kann man keinem freien Bürger verbieten, in die Großstadt zu ziehen. Aber für den ernsten Städtebauer und für den ernsten Politiker gibt es sehr wohl Maßnahmen, die Entwicklung in vernünftige Wege zu leiten. Hierbei muß man an der Wurzel anfangen. Großstädte sind nur sehr bedingt Fluchtpunkte nicht arbeitender Rentner. Sie waren und sind zumeist Ziele der arbeitenden Bevölkerung. Man kann sehr wohl Arbeitsplätze, die nicht an die Großstadt gebunden sind, hinausverlegen. Wenn das bisher nicht in nennenswertem Umfange geglückt ist, so liegt das an dem fehlerhaften Versuch einer solchen Hinausverlegung. Man kann nicht auf das Dorf irgendeine großindustrielle Anlage hinlegen und hierzu vielleicht eine Gruppe von Kleinsiedlungen für die Arbeiter. Eine solche Maßnahme ergibt keine zufriedenstellende Lösung. Der Arbeiter auf dem Lande will nicht nur seine Arbeitsstätte und eine ihm vielleicht sogar wesensfremde Wohnstätte haben; er will mehr. Er will Bildungsmöglichkeiten für sich und seine Kinder haben, Kaufläden zu mannigfachem Einkauf, Stätten zur Zerstreuung und Erholung. Kurz, er will ein Stückchen Stadt haben, das ihm ein gewisses „Ausleben“ gestattet. Wenn wir den gewerblichen Arbeiter ganz allgemein und ohne Eignungsprüfung im einzelnen

zum „Landarbeiter“ machen wollen, ist das vielfach ein zum Versagen verurteiltes Unternehmen. Es wird heute so viel von der Dezentralisierung der Industrie gesprochen. Aber es wird hierbei vielfach die vorerwähnte Folgerung übersehen, daß die Industrie, das heißt die arbeitstechnische Beschäftigung des Menschen, eben nur ein Teil seines Gesamtlebens ist und daß man die Lebensentwicklung nicht rückwärts schrauben kann. Es gibt zu allen Zeiten und auch zu unserer Zeit bei einzelnen das Streben „retour à la nature“. Dies Streben soll man fördern; auch weitere etwa Geeignete auf dies Streben hinlenken. Aber die „Masse Mensch“ kann man nicht einfach zum Landarbeiter im Nebenberuf kommandieren. Man wird auf dem Lande schon etwas in sich Vollständigeres und für das Leben Annehmbareres schaffen müssen als das nackte Hinauslegen einer Industrie und einiger Wohnungen auf das Land.

Nur durch eine planmäßige Beschränkung der Arbeitsmöglichkeit in der Großstadt kann eine wirkliche Beschränkung der Großstadtgröße versucht werden. Die Theorie von der Notwendigkeit der Großstadt als Industriestandort ist nur in begrenztem Maß richtig. Sie ist zum Teil entweder eine gewollte Selbsttäuschung oder, was noch bedenklicher ist, ein nicht eben verantwortungsreiches Umgehen mit der Masse der arbeitenden Bevölkerung. Man stellt es als etwas Wertvolles hin, daß der Arbeiter in der Großstadt bald hier, bald dort je nach der Konjunktur in verschiedenen Betrieben arbeiten kann. Wie aber da eine Verbundenheit mit der Arbeit und der Arbeitsstätte entstehen soll, ist unklar. Ebenso unklar ist, wie dem Arbeiter geholfen werden soll, wenn eine schlechte Gesamtkonjunktur eintritt. Wie denkt man sich in diesem Falle das Leben eines solchen „Arbeitsheimatlosen“? Gewiß ist die Lösung vom Standpunkt der Wirtschaft aus nicht übel. Man braucht sich nie oder selten um das Auf und Ab der jeweils erforderlichen Arbeitskräfte zu sorgen. Kommt heute ein Großauftrag, so sind morgen die zusätzlichen Arbeitskräfte zur Stelle. Das Arbeitsamt wird zum immer gebebeneften Automaten für Arbeitskräfte. Ausgabe von Massen! Das Großstadtproblem darf aber weder zum reinen Wirtschaftsproblem noch zum reinen Wohnungsproblem werden. Es ist weit mehr als das alles: Es ist ein *Problem tiefster Menschlichkeit*.

Zu starke Dezentralisierung der Großstadt ist bestimmt keine Lösung der Großstadtfrage. Im Gegenteil. Man soll nicht den Versuch machen, Industrievororte oder nur Wohnvororte rings um die Großstadt zu bilden oder gar den nun wirklich schon überholten Gedanken sogenannter Trabantenstädte oder Satellitenstädte als Ergänzung der Großstadt in ihrem Außengebiet zu verwirklichen. Der Erfolg ist meist ein gegenteiliger: Zwischen diesen Außenstädten und der Grundstadt schließt sich die Bebauung; damit wird die Großstadtentwicklung nur ins Riesenhafte gefördert. Vollends in einem räumlich beschränkten Land wie Deutschland muß immer und immer wieder angestrebt werden, so viel landwirtschaftliches und forstwirtschaftliches Land wie nur denkbar unbe-

röhrt zu lassen. Auflockerung in diesem Sinne ist also ein falsches Rezept. Der in der Presse zum Beispiel erörterte Gedanke, das ganze Ruhrgebiet durch Bebauung der noch landwirtschaftlichen Strecken zwischen den Städten zu einer ganz großen „Gartenstadt“ zu machen, ist einer dieser Irrwege. Hierbei spielt auch die vielfach mißverstandene Frage des Verkehrs eine große Rolle. Wir haben längst erkannt, daß die Großstadt den Arbeitern viel zu weite Verkehrswege zumutet. Die viele Jahrzehnte lang als städtebauliche Grundweisheit angesehene Auffassung, daß Wohnstätte und Arbeitsstätte möglichst getrennt sein müßten, am besten sogar recht weit getrennt, ist inzwischen als Fehler klar erkannt. Der Mensch soll nahe seiner Arbeitsstätte wohnen, natürlich in richtiger Lage und in gesunder Gestaltung. Den Ausgaben für den Verkehr, die in manchem Familienhaushalt eine erhebliche Rolle spielen, ist weit mehr Beachtung zu schenken. Daß zu den wirtschaftlichen Sorgen zu großer Verkehrsentfernung auch gesundheitliche und geistige hinzukommen, sei nur erwähnt. Immer wieder stößt man auf den gleichen Fehler, daß bei der Stadtgestaltung und vollends bei der Großstadtbildung die Frage des Verkehrs und der Wirtschaft als einzige und ausschlaggebende Faktoren genannt werden, aber nicht die wichtigste Frage, die in dem Begriff Mensch und Siedlung verwurzelt ist.

Wir müssen neben den überkommenen Begriffen der Einzelansiedlung, des Dorfes, der Stadt, der Großstadt einen ganz neuen Begriff planmäßig gestalten. Wir dürfen nicht, wie dargelegt, uns dabei beruhigen, das Dorf oder die Kleinstadt „ein wenig zu industrialisieren“. Ebensowenig aber dürfen wir uns dabei beruhigen, die Großstadt als etwas Naturgewolltes und in ihrer Entwicklung Grenzenloses anzunehmen. Bei der Anlegung oder Erweiterung von Siedlungskernen muß künftig die Verbindung ländlicher und gewerblicher Arbeitsmöglichkeiten der Anfang und der Ausgangspunkt unserer Überlegung sein. Diese planmäßige Vereinigung von Land und Stadt zu dem Begriff der neuen „Landstadt“ ist gerade in Gebieten enger Zusammendrängung ein wichtiges Zukunftsproblem. Zunächst kommt es hierbei auf eine planmäßige Bodenkartierung an. Der Landwirt und der Geologe haben das erste Wort, nicht der architektonisch geschulte Städtebauer. Nicht wunderschöne Pläne und künstlerische Perspektiven sind der Anfang einer Landstadt, sondern die Untersuchung des Bodens: Der beste Boden bleibt landwirtschaftlich, der weniger gute wird für die gewerblichen Anlagen verwendet. Hand in Hand mit dieser Vorprüfung werden die verkehrstechnischen Gegebenheiten oder Ausbaumöglichkeiten geprüft. Jetzt erst beginnt die Stadtplanung. Sie umfaßt den Bestand und die Ergänzung der landwirtschaftlichen Gegebenheiten. Sie umfaßt ferner die Schaffung gewerblicher Möglichkeiten. Die neue Landstadt braucht also in starkem Maße tüchtige Landwirte als Leiter und Berater. Für das Gebiet der Landstadt kommt die Umschaltung großer, extensiv bewirtschafteter Flächen in intensiv betreute Mittel- und Kleinbetriebe in Frage. Hier öffnet sich also ein neues Gebiet der

Bodenreform, das nicht nur in der Unterteilung zu großen Grundbesitzes besteht. Die Unterbringung neuer Landwirte auf unterteiltitem Großgrundbesitz wird hier durch eine planmäßige Zusammenfassung der neuen, auf beschränktem Boden tätigen Landwirten ersetzt. Bei dieser landwirtschaftlichen Um- schaltung spielt auch die Art des Absatzes eine wesentliche Rolle. Je kleiner das einzelne Anwesen wird, und je intensiver seine Ausnutzung, um so wesentlicher ist die schnelle und organisierte Absatzregelung. In dieser Hinsicht sind uns andere Länder, große wie kleine, weit voraus.

Mit gleicher Sorgfalt und mit gleichem Weitblick ist die andere Entwicklung der Landstadt zu regeln, nämlich die der gewerblichen und industriellen Seite. Häufig ist die Ansiedlung von Filialwerken großer, fest fundierter Industrieunternehmungen günstig. So können die finanziellen Anfangsschwierigkeiten ebenso wie die Absatzfragen leichter überwunden werden. Wir müssen uns bei der Bildung dieser Landstädte künftig frei machen von dem Gedanken, ein Ort könne *nur* Industrieort oder *nur* Landort sein. Man müsse die Landbesteller vollauf vertreiben, wenn man Industriearbeiter ansiedeln wolle. Ob die heute so umstritten betonte freie Wirtschaft in der Lage ist, dieses für Deutschland so notwendige städtebauliche Ziel im freien Spiel der Kräfte ganz ohne Lenkung zu erreichen, mag offen bleiben. Der Aufbau des Staates und der Aufbau der Stadt fließen doch weit stärker ineinander, als das in Zeiten wirklich freier Entwicklung zu erkennen ist. Unsere wirtschaftliche und städtebauliche Gesetzgebung darf daher nicht nur im abstrakten Raum theoretische Vorschriften über Enteignung, Städtebau, Bodenregulierung und so weiter treffen, sondern sie muß ganz konkret auf das Ziel der künftigen „Landstadt“ abgestellt sein.

Über die *Größe* oder Begrenzung dieser neuen Landstadt sind feste Werte nicht zweckmäßig. Das Wesen dieser Stadtart als eines Gemischs landwirtschaftlicher und industrieller Betätigung birgt die Größenbegrenzung in sich. In normalen Fällen lässt die Beibehaltung eines Teils der landwirtschaftlichen Betriebe, die beschränkte Ansiedlung von Industrieanlagen, die Unterbringung der Bewohner in guter Lage zu ihren Arbeitsstätten eine Bevölkerungszahl von 20 000 bis 30 000 Einwohnern kaum übersteigen. Vielfach wird die Einwohnerzahl geringer sein. Umgekehrt ist bei besonders günstigen Verhältnissen, zum Beispiel auf der Grenze zwischen gutem Ackerland und minder gutem Industriegelände, die Entwicklung bis zu einer größeren als der vorerwähnten Einwohnerzahl durchaus möglich.

Ein *städtebauliches Schema* für diese neue Landstadt lässt sich nicht geben. Die Anordnung hängt völlig von der Lage und Art des verfügbaren Bodens ab. Ein Stadtzentrum für die öffentlichen Gebäude, die größeren Stätten der Unterhaltung und Erholung, die wichtigeren Büros und Geschäftshäuser wird sich wie bei jeder Stadtbildung ergeben. Ob sich dieses Zentrum aus der Dorflage entwickelt oder unabhängig von ihr neu entsteht, ist eine Ortsfrage. Die

Wohnquartiere und gewerblichen Anlagen werden sich im Gegensatz zu anderen Städten bei der „Landstadt“ selten ringförmig entwickeln; ein Teil des Stadtbildes soll der Landwirtschaft verbleiben. Dieses landwirtschaftliche Land kann völlig einseitig zum alten Ortskern liegen, je nach der Lage des guten Ackerbodens. Die Wohn- und Gewerbestadt wird sich dann nur nach einer Richtung hin ausdehnen.

Eine weitgehende Auflockerung dieser Landstadt ergibt sich durch ihren landwirtschaftlichen Teil ohne weiteres. Es bedarf hier zumeist keiner künstlichen Auflockerung, die sonst ein wesentliches Element der Stadtgestaltung ist. Die Wohn- und Gewerbegebiete werden daher einen etwas geschlosseneren Charakter tragen können als das sonst üblich ist. Das soll nicht heißen, daß es sich um überenge „Siedlungen“ handeln soll. Die Stadtform muß wieder die Form einer Stadt anstreben. Die „Siedlung“ der letzten Jahrzehnte soll nicht Element der Zukunft für diese Stadt werden. Man sollte von der „Siedlung“ im mißverstandenen Sinne der letzten Zeit überhaupt lassen und dem Wort wieder seine alte, gute Bedeutung geben im Sinne einer Seßhaftmachung auf heimischer Scholle. Die „Siedlung“ muß unbedingt aufhören, ein Gegensatz zur städtischen oder dörflichen Gestaltung zu sein. In den letzten Jahren hat der Hinweis, daß jemand „draußen in der Siedlung“ wohnt, einen bestimmten, unerfreulichen Beigeschmack. *Man soll künftig wieder Städtebau oder Dorfbau betreiben* im alten Sinne, aber im neuen Geist. Man soll wieder Straßen schaffen, seien es Stadtstraßen oder Dorfstraßen. Man soll wieder Stadträume oder Dorfräume gestalten, wie es Jahrtausende gekonnt haben und wie wir es wieder lernen müssen. Die „Siedlungsstraßen“ unserer Tage sagen uns weder heute etwas noch werden sie späteren Generationen etwas von unserer Zeit zu berichten haben, höchstens etwas sehr Negatives. Zu einer Wohnstraße gehört weit mehr als eine Vielheit einzelner Häuser oder eine Summe vieler Doppelhäuser. Es ist die *Gesamtheit*, von der auszugehen ist, das Zusammenfassende, Gemeinschaftliche. Wir müssen wieder im Straßenraum denken und wirken. Solch wirkliches Straßengebilde kann zu allem gestaltet werden: zur mehrgeschossigen Stadtstraße, zur schlichten zweigeschossigen Wohnstraße, zur eingeschossigen Dorfstraße. Ob die Zusammenfassung der Straßen im gelockerten Baublock oder in der Gruppierung von Bauzeilen erfolgt, ist hierbei weit weniger von Belang, als eine eifrige Zeitpropaganda es uns heute vorerzählt. Viel wichtiger ist, daß bei der Gesamtgestaltung dem Verkehr eine klare Richtung gewiesen wird und daß die üblichen Wohnstraßen möglichst vom Staub und Lärm des Verkehrs getrennt liegen. Wichtig ist weiter, daß im Blockinnern oder zwischen den Zeilen hinreichend weite Gartenflächen liegen.

Andererseits soll die Auflockerung nicht etwa in dauernder Wiederholung des freistehenden Einfamilienhauses oder des vielfach langweiligen Doppelhauses gesehen werden. Durch diese irrtümliche Auflockerung in einzelne Bau-

punkte entsteht keine Stadt. Es darf nicht Leitstern der Entwicklung sein, daß einer der Stadtbewohner grundsätzlich den anderen flieht. Auszugehen ist vielmehr vom menschlich Gemeinsamen, vom Verbundensein, vom Gegenseitigen. Die Landstadt der Zukunft soll gewiß keine Großstadt werden, in der der Mensch nur steinerne Häuser und steinerne Straßen kennt. Sie soll aber auch kein Dorf werden mit seinen zwangsläufig hingenommenen Unvollkommenheiten. Die Landstadt soll den Menschen von heute dienen mit allen ergebenen Gaben der Natur, aber auch mit allen Errungenschaften technischen Fortschritts. Die Landstadt soll ein wohnlich freies, aber formgeschlossenes Gebilde werden. Sie soll wie die Städte der Antike, des Mittelalters, der Renaissance den Menschen repräsentieren, der sie bewohnt. Sie soll Ausdruck unserer Zeit sein.

Diese vorgenannten Grundsätze erfordern ein starkes Umlernen in der baulichen Gestaltung. Der alte Weg, daß jede Stadt als immer wachsend angenommen wird: immer größer die Stadt, immer uferloser die Ausdehnung, kann nicht weitergegangen werden. Ein solches Wachstum der Städte ist nicht, wie es uns häufig gesagt wird, ein „natürliches“. Natürlich ist nur, was die Natur erzeugt. Man muß die Raumordnung, die von Verkehrsanlagen, Industriegebieten, Wohnflächen getragen wird, der natürlichen Gegebenheit anpassen. Aber der Ausdruck „Stadtlandschaft“ ist nicht ohne Bedenken. Es ist ein gefährlicher Vorschlag, die natürliche Landschaft und die von Menschen geschaffene Baugestaltung als zwei parallele, gleichartige, wesensübereinstimmende Dinge anzusehen. Ausgangspunkt für die Stadtgestaltung im kleinsten und größten Maßstab muß der Mensch und die Vielheit der Menschen sein, die zusammen werken und wohnen wollen. Hierbei sind alle Berufe einzubeziehen, vom landwirtschaftlichen Beruf bis zum großstädtischen Verkehrsgewerbe und so weiter. Diese Gleichheit und Gleichachtung aller Menschen und der für sie bestimmten baulichen Gestaltungen ist durchaus nicht selbstverständlich, jedenfalls heute nicht mehr. Nicht die Stadt und ihre Bewohner haben ein Vorrecht, sondern eher das Land und seine Bauern. Man muß künftig weniger von „Städtebau und Landesplanung“ reden, sondern eher von „Landbau und Landesplanung“. Und innerhalb dieses Gesamtrahmens muß die Stadt aufhören, etwas Bevorzugtes sein zu wollen. Auch nicht etwa eine Bevorzugung des Reißbretts. Und das Dorf darf nicht, wie in der letzten Zeit, einer gewissen Geringschätzung oder baulichen Willkürlichkeit anheimfallen. Ein derartiger Gradunterschied ist immer falsch. Auszugehen ist in jedem baulichen Raumgestalten vom Menschen und seinen beruflichen und sozialen Erfordernissen.

XII. DER MENSCH

Die Antike bringt Geschlechter innerer Ausgeglichenheit hervor, schon im frühen kretischen Staat, im griechischen, im römischen. Sie wissen um die Natur und deren gesetzmäßigen, aber erhebenden Zwang. Sie machen alles in der Natur zu Göttern: die Berge, die Wälder, das Meer. Sie leben mit diesen Göttern und mit der Natur in harmonischer Verbundenheit. Auch das späte Mittelalter versucht diese innere Ausgeglichenheit als höchstes Menschheitsgut zu erringen. Aber die Menschheit wird gespalten in Stadt und Dorf, in Ritter und Knecht, in fromm und friedlos. So gelingt nur wenigen Kreisen, was früher Allgemeingut sein konnte. Das Geschlecht der Renaissance erstrebt erneut das antike Hochziel. Aber nur einzelne Persönlichkeiten haben den Erfolg antiker Größe. Und dann kommen die Zeiten, in denen die Menschen sich immer mehr der Entwicklung von innen heraus entfremden, in denen das technisch Komplizierte die Oberhand gewinnt. Auch des Menschen Wohnstätte wächst nicht mehr vom Boden her. Für die meisten Menschen ist die Wohnung nur noch eine Geldfrage; der Boden ein Handelsobjekt.

Das ist die Entwicklung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der Leblosigkeit und Lieblosigkeit im Städtebau. Terraingesellschaften handeln mit dem Boden; Bauunternehmer handeln mit den Häusern. Die Stadtverwaltungen werden in diesen Geschäftsgeist einbezogen. Die Grundstücksämter werfen gute Einnahmen für den Stadtsäckel ab. Die bauliche Erschließung wird vielfach dem spekulativen Grundbesitz überlassen. Die Gedanken von Heim, Heimat, Bodenverbundenheit werden zu fremden Ausdrücken. Wirtschaftlichkeit und Rentabilität dominieren.

Erst der erste Weltkrieg wirkt aufrüttelnd in diesem Gebiet unerträglicher Stadtentwicklung. Man erkennt, wie gefährlich das Großmiethaus als fast alleiniger Versorger der Bevölkerung ist. Man erkennt alle die tiefen Folgerungen großstädtischer Entwurzelung. Man erkennt, daß diese Bodenentfremdung nicht nur den einzelnen, sondern die Gemeinschaft, das ganze Volk beeinflußt. So setzt nach dem ersten Kriege eine beachtliche Verbesserung auf dem Gebiet des Wohnungswesens ein, die sich allerdings nur langsam und nur teilweise auf die Entwicklung des Städtebaus auswirkt. Es ist eines jener Geheimnisse politischer Entwicklung, daß ausgerechnet der Nationalsozialismus, den wir sonst vollauf verdammten möchten, der Träger fast aller verständigen und fortschrittlichen Städtebaugesetze in Deutschland ist. Diese Gesetze überdauern als eigenständiges Erbe den Nationalsozialismus, sind heute die Grundlage städtebaulicher Gestaltung und gehen in die neuen Gesetze über, ohne daß wir uns immer ihres Ursprungs klarbleiben. Die Stadt wird wieder als ein Ganzes aufgefaßt, ausgehend von der Allgemeinheit und für die Allgemeinheit sorgend.

Die Wohnbautätigkeit nähert sich durch die gemeinnützigen Unternehmungen wieder dem Menschen und seinen persönlichen Bedürfnissen. Freilich macht sich hier eine zu starke Gruppierung und Absonderung noch allzu geltend. Die Wohnungen werden nicht von den Menschen und für den Menschen als solchen gebaut. Wir sind noch mitten in zahlreichen Gruppen und Grüppchen. Wir sind gespalten nach arm und reich, nach Beamten und Arbeitern, nach Eisenbahnern und Werksangehörigen, nach katholisch und evangelisch, nach national und sozial und so weiter. Jeder sucht sein Heil in irgendeiner Interessengemeinschaft und leider noch nicht in sich und in der *Allgemeinheit*. So wesentlich die Fortschritte durch die gemeinnützige Bautätigkeit sind, kann eine solche vielfache Trennung und Zusammenschließung von „Genossen“ nicht die Zeit gesunden Eigenbaus ersetzen. Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen dieser Gruppenbildung und der früheren natürlichen Entwicklung. Ausgangspunkt der dörflichen und städtischen Wohngestaltung war immer der Mensch und durch ihn die Gemeinschaft der Menschen.

Es ist in der Entwicklung des Menschengeschlechts ab und an erforderlich, daß man sich auf den Ausgangspunkt besinnt und zu ihm zurückkehrt. Das gilt für geistige Bestrebungen der Menschheit ebenso wie für sachliche. Wir wissen, daß zum Beispiel bei der Dichtkunst oder der Musik, wenn allzu getrennte und allzu verschiedene Einflüsse sie verwirrt haben, nur eine Rückkehr zum menschlich Schlichten hilft; nur ein Wiederanfangen und Weiterentwickeln von einem gesunden Ausgangspunkt. Selbstverständlich keine Rückkehr zu gekünstelter Primitivität. Trotz der sicherlich festzustellenden Fortschritte im Siedlungs- wesen der letzten Jahrzehnte hat uns die Überfülle der Ereignisse und das Abirren vom klaren Weg zu sehr verwirrt.

Das Ende der gesunden Entwicklung mag ungefähr um 1850 angesetzt werden. Die Unausgeglichenheit der letzten hundert Jahre zu überwinden, ist nicht einfach. Wir sind zu weit abgeirrt in dieser Zeit vom menschlich Vernünftigen und siedlungstechnisch Richtigen. Die Entwicklung der Sitten und Siedlungen zeigt zu allen Zeiten und unter allen Zonen, daß ein Auseinanderreißen dieser beiden Faktoren der Anlaß zu geistigen, seelischen, sozialen Hemmungen ist. Die Hemmungen sind letztthin deutlicher denn je. So müssen wir auch die Ursachen um so klarer sehen. Wir haben so vieles erlebt in den letzten hundert Jahren; wir haben so vieles erfunden auf allen Gebieten; wir sind materiell bald sehr reich, bald sehr arm geworden! Aber wir haben den wichtigsten Faktor in dieser Rechnung vernachlässigt, den *Menschen*. Den Menschen, der nun einmal mit der Erde verbunden ist und verbunden sein will. Das heißt nicht etwa, daß jeder Mensch, wie in den ältesten Zeiten, Landwirtschaft treiben soll. Die Verbindung mit dem Boden, die „Bodenständigkeit“ kann in jedem Beruf möglich sein. Die Liebe zu einem Beruf und die Stetigkeit im Beruf können durchaus eine Bodenständigkeit gewähren, ein Bleibenwollen, ein Haf-

ten an der Scholle. Aber dem Menschen, der in der Großstadt von einer Arbeitsstätte zur anderen wechselt, dazu von einer Wohnung zur anderen wandert, sind die äußeren und inneren Voraussetzungen der Ständigkeit, des Gleichgewichts genommen. In der heutigen Sorge unseres Wohnungswesens, in dem Zusammengedrängtsein der Familien oder vollends dem Auseinandergerissensein der Familien liegt eine tiefgreifende Begründung der heutigen Unausgeglichenheit. Dieser Zustand soll hier nicht in seiner Trostlosigkeit und Folgen schwer eingehend geschildert werden. Es muß als Gemeingut aller Verantwortlichen gelten, Abhilfe zu schaffen, so schnell und so gründlich es denkbar ist.

Nur soll man in den Zeiten tiefster Not nicht überall Ziele höchster Forderungen erreichen wollen. Die ländliche Siedlung mit landwirtschaftlicher Arbeit ist immer die Grundlage sicherer Lebensfestigkeit. Aber auch das Heim, also die Wohnung im weiteren Sinne, das ständige Sein auf demselben Boden gibt dem Menschen das Gleichbleibende, Währende, Ausgeglichen. Wäre dem nicht so, dann könnte ja kein gewerblicher Arbeiter, kein geistig tätiger Künstler jemals das Gefühl der Bodenständigkeit gewinnen. Der tiefere Grund der Unbeständigkeit, die nicht durch die heutige, hoffentlich vorübergehende Wohnungsnot bedingt ist, liegt also nicht darin, daß nicht mehr alle Menschen Landwirte sind oder Kleingärtner oder Kleinsiedler. Sie liegt vielmehr in der allzu großen Beweglichkeit unserer heutigen Zustände, der Leichtigkeit des Verkehrs, der übertriebenen Freizügigkeit. Je beweglicher all diese modernen Verhältnisse den Menschen machen, sei es durch Veranlagung, Beruf oder Notwendigkeit, um so mehr bedarf er zum Gegengewicht eines ständigen Heims. Auch der immer auf den Meeren fahrende Seemann kann in diesem Sinne durchaus bodenverbunden sein; war es bekanntlich früher durch sein heimatliches Anwesen in starkem Maße. Umgekehrt kann der Landarbeiter, dem ein bescheidenes Heim fehlt, ein heimatlos-unruhiger Geist sein. Bis zur tiefsten Erschütterung ist diese Heimatlosigkeit des bodenverbundenen Landarbeiters in Reuters „Kein Hüsing“ geschildert.

Nun geht gerade jetzt durch die Presse ein jubelndes Loblied auf die Marschiller „Wohnhausmaschine“ von Le Corbusier, auf diesen „Palast der tausend Wunder“. Das Wunder besteht darin, daß 335 Wohnungen oder rund 1600 Menschen in einem Reihenhaus von 17 Stockwerken wohnen. Wörtlich schreibt Le Corbusier: „Unser Herz, das Herz des modernen, aufgeschlossenen Menschen, wird erst dann berührt, wenn unsere Vernunft zufriedengestellt ist.“ Also nicht des Menschen Seele und Sinnen, nur seine Vernunft sollen die Harmonie zwischen Mensch und Siedlung herstellen! Arme Zukunft; Zukunft der Wohnmaschine, Zukunft der Massenzusammendrängung.

Ist es nicht doch unerbittliches Naturgesetz, von den inneren Erfordernissen des Menschen auszugehen. Ihnen in erster Linie gerecht zu werden, ist Aufgabe

der Siedlung. Wir sprechen so viel von der Schönheit der Stadt und des Dorfes, von der Schönheit der Arbeitsstätte. Es wäre besser, vom Menschen zu sprechen. Das antike „καλὸν καὶ ἀγαθὸν“, das „Schön- und Gutsein“ des Menschen muß das wichtigste Ziel sein. Wir sind zu äußerlich in unserem Denken, zu abstrakt in unserer Ethik. Nichts, auch nicht Stadt oder Dorf, sind an sich schön und gut. Schön und gut sind sie nur in Beziehung auf den Menschen und seine Erfordernisse.

Den Menschen in den Mittelpunkt allen Strebens und Bildens zu stellen, ist nicht etwa anmaßend, ist nur selbstverständlich. Je komplizierter unser Lebensmechanismus ist, je mehr wir uns die Natur in tausend Kräften dienstbar machen, um so weiter sind wir in rein menschlicher Hinsicht von der Natur und der Verbundenheit mit ihr entfernt. Das ist nichts Erstmaliges im Verlauf der Entwicklung, war immer so, wenn der Menschheitsdrang sich über ein zukömmliches Maß hinaus verfeinerte. In solchen Epochen kehrten die Menschen „zurück zur Natur“, früher im eigentlichen Sinne, später, zum Beispiel im 18. Jahrhundert, im übertragenen – wenn nicht gar spielerischen – Sinne. Auch heute ist uns ein inneres „zurück zur Natur“ notwendig, wenn es auch rein physisch nicht mehr für alle möglich ist. Wir müssen uns auf uns selbst besinnen; der Mensch, das Einfache, Schlichte, Natürliche in uns ist ja Natur. Aus der Vielseitigkeit des Lebens, aus dem Hasten des Alltags müssen wir wieder Einkehr halten bei uns selbst, in des Wortes wörtlicher und übertragener Bedeutung. Wir müssen ein Heim haben in uns und für uns. Das Materielle geht hier mit dem Ideellen unmerkbar und zutiefst zusammen. Für unser äußeres wie inneres Ergehen ist nicht das Große, Weite, Aufwendige maßgebend; maßgebend ist bei allem „Fortschritt“ das Begrenzte, Selbstgenügsame. Man denkt an das Lessingsche: „Begnügt Euch doch, ein Mensch zu sein!“

Wenn wir in diesem Sinne Mensch und Heim in Übereinstimmung bringen, wenn wir den Heimatlosen der Riesenstädte, aber auch den Heimatlosen auf dem Lande, ein Heim geben, wenn wir uns dieses Urstreben aller Zeiten und aller Völker als tiefe und gewaltige Aufgabe vorhalten, dann haben wir ein Ziel Faustischer Größe vor uns, dann wird die Frage „Sitten und Siedlungen“ zu dem, was uns Goethe in seinem Faust als letztes Ziel irdischen Strebens für jeden Menschen und für die Menschheit aller Zonen und Zeiten hinstellt:

„Das letzte wär das Höchsterrungene.
Eröfft' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen;
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewühlt kühn-emsige Völkerschaft.“



GHP: 03 M22990

P
03

卷之三

UND SIEDLUNGEN IM SPIEGEL DER KULTUR

三の八